

DIE NEUE SYNAGOGE
UND DAS
JÜDISCHE KULTURZENTRUM,
WILHELMSTRASSE 17
IN OLDENBURG (OLDB)

Dokumentation der feierlichen Übergabe
durch die Stadt Oldenburg am 5. März 1995 an die
Jüdische Gemeinde zu Oldenburg



ISENSEE VERLAG
OLDENBURG

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org

2026

Herausgegeben von der Stadt Oldenburg (Oldb), Kulturdezernat,
Dr. Ekkehard Seeber

Titelfoto:

Die neue Synagoge und das Jüdische Kulturzentrum Oldenburg, Wilhelmstraße 17

Foto: Rolf Ahlers

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

**Die neue Synagoge und das Jüdische Kulturzentrum,
Wilhelmstrasse 17, in Oldenburg (Oldb) :** Dokumentation der feierlichen Übergabe
durch die Stadt Oldenburg am 5. März 1995 an die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg /
[hrsg. von der Stadt Oldenburg (Oldb), Kulturdezernat, Ekkehard Seeber]. -
Oldenburg : Isensee, 1996

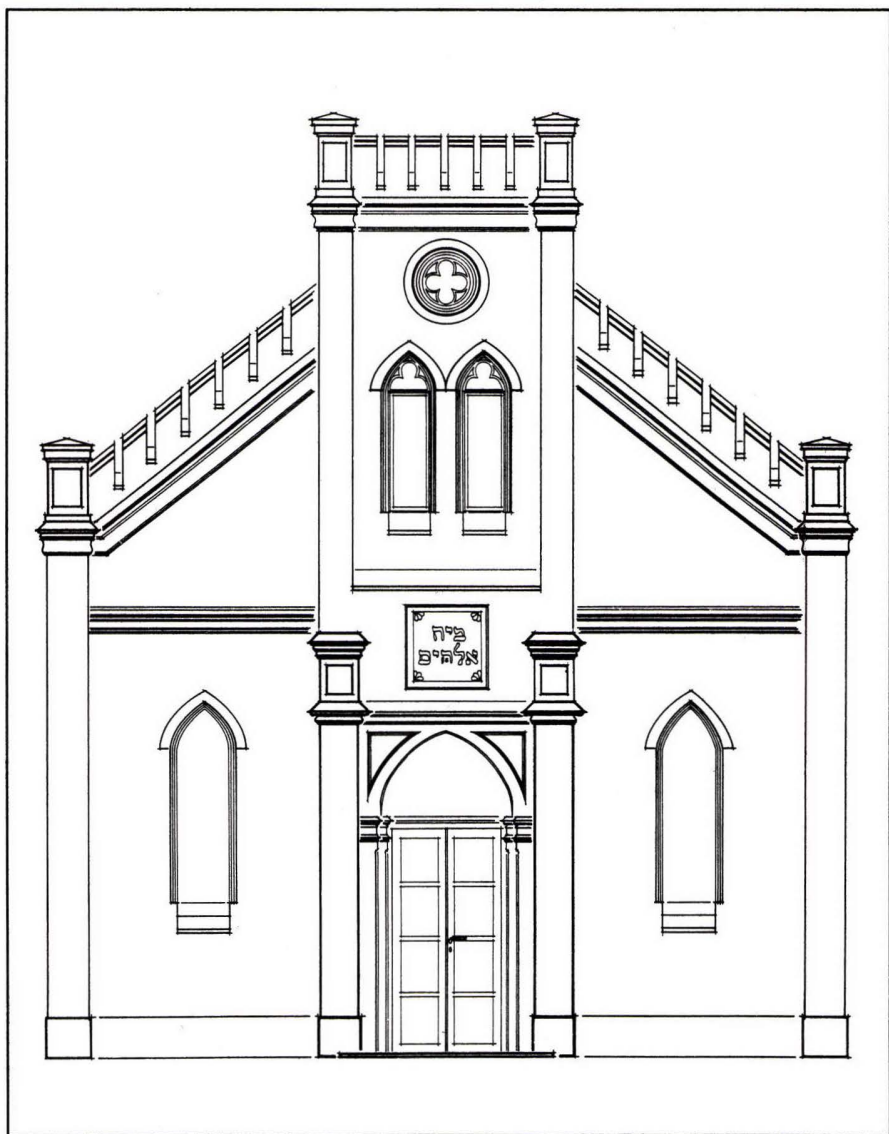
ISBN 3-89598-360-8

NE: Seeber, Ekkehard [Hrsg.]; Oldenburg / Kulturdezernat

© 1996 Isensee Verlag, Oldenburg - Alle Rechte vorbehalten
Gedruckt bei Isensee in Oldenburg

DIE NEUE SYNAGOGE
UND DAS
JÜDISCHE KULTURZENTRUM,
WILHELMSTRASSE 17
IN OLDENBURG (OLDB)

Dokumentation der feierlichen Übergabe
durch die Stadt Oldenburg am 5. März 1995 an die
Jüdische Gemeinde zu Oldenburg



*Die neue Synagoge und das Jüdische Kulturzentrum in Oldenburg
(Entwurfszeichnung 1994)*

Inhalt

Die neue, dritte Synagoge in Oldenburg
„Mein Herz hat Frieden gefunden“
Kulturdezernent Dr. Ekkehard Seeber 6

* * * * *

Psalm 67. 21

Rede des Oberbürgermeisters der Stadt Oldenburg,
Dieter Holzapfel 22

Ansprache des ehemaligen Landesrabbiners und Ehrenbürgers
der Stadt Oldenburg, Professor Dr. Dr. Leo Trepp 26

Worte des Oberbürgermeisters Dieter Holzapfel bei der
Schlüsselübergabe 33

Dankesworte der Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde
zu Oldenburg, Sara-Ruth Schumann 34

Psalm 100 35

Grußwort des Vorsitzenden des Landesverbandes der Jüdischen
Gemeinden in Niedersachsen, Michael Fürst 36

Grußwort des niedersächsischen Landesrabbiners,
Dr. h. c. Henry G. Brandt 40

Psalm 150 44

* * * * *

Zur Baugeschichte der neuen Oldenburger Synagoge
Stadtbaurat Hans-Martin Schutte 46

Die neue, dritte Synagoge in Oldenburg

„Mein Herz hat Frieden gefunden.“

Kulturdezernent Dr. Ekkehard Seeber

Am 5. März 1995 übergab die Stadt Oldenburg der neuen, wiedergegründeten Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg das Gebäude Wilhelmstraße 17, in dem die neue Synagoge und ein Jüdisches Kulturzentrum eingerichtet wurden. Diese Tatsache erscheint uns Oldenburgern als natürliches Ergebnis einer - von heute aus gesehenen - systematischen, folgerichtigen Entwicklung der letzten 20 Jahre. Das war es für alle Handelnden nicht, und die Tatsache, daß es eine neue Jüdische Gemeinde und eine neue Synagoge in Oldenburg gibt, 57 Jahre nach der Zerstörung der alten Synagoge und ihrer Gemeinde, behält etwas Wunderbares.

Ich möchte versuchen, diese Entwicklung, soweit es mir als Mithandelndem möglich ist, in kurzen Strichen nachzuzeichnen.

Der frühere Landesrabbiner Professor Dr. Leo Trepp kam ab 1954 fast jährlich nach Oldenburg und hielt die Erinnerung an die jüdische Gemeinde nicht nur in seiner Person, sondern auch durch seine vielen Vorträge, Vorlesungen und Seminare über das Judentum und das Verhältnis der Christen und Juden zueinander aufrecht. Viele persönliche Bekanntschaften und Freundschaften entwickelten sich. 1962 wurde die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Oldenburg gegründet. Sie versuchte, den christlich-jüdischen Dialog trotz aller schon zahlenmäßiger Unterschiede wieder aufzunehmen und unsere schreckliche Vergangenheit, die Vernichtung der Juden in Deutschland und in Europa, wahrzunehmen, zu erinnern, zu betrauern und nicht zu verdrängen. 1967 wurde ein Gedenkstein neben dem Grundstück der ehemaligen Synagoge an der Peterstraße 2 errichtet, der 1990 in das „Mahnmal für alle Opfer des Nationalsozialismus in Oldenburg“ an der Peterstraße integriert wurde.

Professor Dr. Leo Trepp lieferte 1973 mit seinem exemplarischen Buch über „Die Oldenburger Judenschaft - Bild und Vorbild jüdischen Seins und Werdens in Deutschland“ die erforderliche geistesgeschichtliche und historische Grundlage.

Die Oldenburger Historiker Dr. Enno Meyer, Dr. Harald Schieckel, Dr. Klaus Schaap, Werner Vahlenkamp und Dieter Goertz erforschten viele Details und Zusammenhänge der Oldenburger Juden und ihres gemeindlichen Lebens.

1978 veranstaltete die Stadt Oldenburg gemeinsam mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit eine Gedenkfeier zur 40. Wiederkehr der Reichspogromnacht, ein damals außergewöhnliches Ereignis. Eine Fotoausstellung über die Zerstörung der Oldenburger Synagoge am 9. und 10. November 1938 wurde vom Kulturdezernat zusammengestellt und in etwa 20 Oldenburger Schulen gezeigt. Die Fototafeln vom Brand und Abriß der Synagoge wurden ergänzt durch die Tafeln vom „Judengang“, dem Marsch der jüdischen Männer unter SA-Bewachung am 10. November 1938 von der Polizeikaserne am Pferdemarkt durch die Innenstadt zum Untersuchungsgefängnis beim Landgericht. Eine Aufstellung der Namen aller mehr als 120 Oldenburger Juden, die in Konzentrationslagern ermordet wurden, war Bestandteil dieser Ausstellung.

1981 initiierte Klaus Dede den „Judengang“ am 10. November als Erinnerungs- und Bußgang, der seitdem jährlich nachgegangen wird von vielen Bürgern der Stadt, einschließlich offizieller Vertreter des Rates. Seit 1981 findet am 9. November jährlich ein ökumenischer Gottesdienst zum Gedenken der jüdischen Opfer der Reichspogromnacht und des Holocaust statt.

1985 lud die Stadt alle ehemaligen Oldenburger Juden, die den Holocaust überlebt hatten oder rechtzeitig auswandern und sich retten konnten, ein, ihre alte Stadt, aus der sie vertrieben worden waren, zu besuchen. 74 ehemalige Oldenburger Juden und ihre Angehörigen nahmen diese Einladung an. Begegnungen fanden statt, die die Herzen aller Teilnehmer bewegten.

Anläßlich der 50. Wiederkehr der Reichspogromnacht fand am 9. November 1988 ein großer ökumenischer Gottesdienst in der Lambertikirche statt, an dem neben dem früheren Landesrabbiner Professor Dr. Trepp auch Bischof Dr. Sievers und Weihbischof Dr. Freiherr von Twickel teilnahmen. Im Anschluß daran wurde eine große, von der Stadt veranstaltete Ausstellung über „Die Oldenburger Juden und ihre Vernichtung“ im Stadtmuseum eröffnet, in der alle verfügbaren Daten und Forschungsergebnisse in einem umfassenden Katalog zusammengestellt waren. Die Mitarbeiter des Kulturdezernates und des Stadtmuseums beteiligten sich daran ebenso wie die Gesellschaft für

Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, die Evangelisch-lutherische Kirche, das Niedersächsische Staatsarchiv, die Deutsch-Israelische Gesellschaft und private Historiker.

Mir scheint bezeichnend zu sein, daß nicht nur eine historische, Fakten und Zusammenhänge klärende Aufarbeitung versucht wurde, sondern daß seit 1981 in sich jährlich wiederholenden Gottesdiensten Schuld und Verantwortlichkeit, Erinnern und Trauer von Menschen angesprochen und mit Hilfe von Gebeten und Vergebung geäußert und ertragbar gemacht wurden, trotz aller tatsächlichen und seelischen Unfaßlichkeit des Holocaust.

Am 5. Juli 1990 wurde Professor Dr. Leo Trepp für seine Verdienste um die Stadt und den jüdisch-christlichen Dialog geehrt und zum Ehrenbürger der Stadt Oldenburg ernannt. Es wurden mit dem früheren Landesrabbiner auch alle früheren Oldenburger Juden geehrt. Auf diese verwiesen alle Redner der Feierstunde. Der damalige niedersächsische Landesrabbiner Dr. Henry G. Brandt schlug die Brücke zu der 1989 neu entstandenen Jüdischen Gruppe, die der Aufmerksamkeit und Unterstützung durch die Stadt bedürfe, um überleben und sich entfalten zu können.

Nach fast fünfjähriger Vorbereitungszeit wurde 1989 ein künstlerischer Wettbewerb ausgeschrieben für ein „Mahnmal für alle Opfer des Nationalsozialismus in Oldenburg“. Am 9. November 1990 war der Entwurf des Oldenburger Bildhauers Udo Reimann verwirklicht und wurde unter großer öffentlicher Teilnahme eingeweiht. Nach einer langen Zeit der Sprachlosigkeit wurde die Unfaßbarkeit menschlichen, unmenschlichen Verhaltens erstmals in Oldenburg öffentlich künstlerisch gestaltet. Das Mahnmal war keine Anklage der Väter- und Tätergeneration durch die nachfolgenden Söhne und Töchter. Das Mahnmal - 45 Jahre nach Kriegsende - war ein inneres und zugleich öffentliches Wahrnehmen des Schmerzes, des Leidens der Opfer, vornehmlich der Oldenburger Juden sowie der Sinti und Roma. So viele Jahre mußten vergehen, um eine Form des Ausdrucks für die eigene Geschichte und das Leid der Opfer zu finden.

Am Tage der Einweihung des Mahnmals am 9. November 1990 sprachen der niedersächsische Landesrabbiner Dr. Henry G. Brandt, der damalige Oberbürgermeister Horst Milde, Oberstadtdirektor Heiko Wandscher und ich zum ersten Mal konkret über ein Kulturzentrum und einen Gottesdienstraum für die Jüdische Gruppe, die sich aus Juden und Christen 1989 zusam-



Die ehemalige Baptistenkapelle und spätere MTA-Schule Wilhelmstraße 17 vor der Restaurierung und Umnutzung zur neuen Synagoge. Gesehen von Osten im Sommer 1991.

Foto: privat

mengefunden hatte. Viele weitere Gespräche, an denen auch der frühere Landesrabbiner Professor Dr. Trepp beteiligt war, fanden statt. Es wurde dabei auch immer bedacht, daß aus der Jüdischen Gruppe bald eine neue Jüdische Gemeinde zu Oldenburg entstehen würde, was tatsächlich auch am 6. August 1992 geschah: die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg wurde als eingetragener Verein gegründet und damit auch eine juristische Person. Bei ihrer Gründung hatte die neue Jüdische Gemeinde 34 Mitglieder, am Tage der Übergabe der neuen Synagoge waren es knapp 100, im Mai 1996 bereits 120 Mitglieder. Der Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen bat mit Schreiben vom 10.4. 1991 die Stadt Oldenburg, für die neu zu gründende Jüdische Gemeinde ein geeignetes Haus vorzusehen, um darin ein „permanentes Heim und Betlokal“ einzurichten.

Am 1. Juli 1991 beschloß der Verwaltungsausschuß der Stadt Oldenburg, das Gebäude Wilhelmstraße 17, das 1868 als Baptistenkapelle erbaut worden war, der neuen Jüdischen Gemeinde zur Verfügung zu stellen. Die Verwaltung wurde ermächtigt, die Voraussetzungen dafür herbeizuführen.

Damit begann ein neuer historischer Abschnitt nicht nur für die Jüdische Gemeinde, sondern auch für die Stadt Oldenburg. Eine Aufgabe war der Stadt gestellt, die über das Wahrnehmen, das Erforschen des Geschehenen, das Trauern, hinausgeht, die nicht innehält beim Erinnern an das Leid der Opfer, und die uns, der umgebenden Gemeinschaft, die den Holocaust hat geschehen lassen, unser eigenes Versagen, die eigene Verantwortung deutlich macht. Eine Aufgabe war gestellt, die eine neue Gemeinschaft mit Juden in Oldenburg ermöglichen und hoffentlich lebendig und tragfähig machen würde.

Das Haus Wilhelmstraße 17 steht unter Denkmalschutz. Es wurde 1868 als Kapelle der Baptistengemeinde gebaut, 1906 an die Guttemplerloge verkauft, ab 1916 in wechselnder Funktion in die Krankenhausnutzung des Peter-Friedrich-Ludwigs-Hospitals einbezogen. Anfang des Jahres 1990 zog die MTA-Schule aus, und das Gebäude stand im Rahmen des PFL-Komplexes für kulturelle Belange zur Verfügung.

Ein Nutzungskonzept für das Haus Wilhelmstraße 17 als Jüdisches Kulturzentrum einschließlich einer Synagoge wurde vom Kulturdezernat in enger Zusammenarbeit mit der Jüdischen Gemeinde, vor allem ihrer Vorsitzenden, Frau Sara-Ruth Schumann, und der Universität Oldenburg erstellt. Das geplante Jüdische Kulturzentrum sollte nicht nur als Synagoge für alle religiö-



Die ehemalige Baptistenkapelle und zukünftige Synagoge Wilhelmstraße 17 vor der Erneuerung. Nord- und Ostseite im August 1991.

Foto: Bauordnungsamt der Stadt Oldenburg/Precht

sen, gottesdienstlichen Handlungen der Jüdischen Gemeinde zur Verfügung stehen. Es sollte auch mit einer hebräischen Bibliothek und einem Schulungsraum, vorrangig für die Jüdische Gemeinde, ausgestattet werden. Darüber hinaus sollte es mit einbezogen sein in die „Jüdischen Studien“, die in der Universität als Magisterstudiengang vorbereitet, 1993 beantragt und am 8.12.1995 offiziell eröffnet wurden. Das neue Jüdische Kulturzentrum und die Synagoge sollten insgesamt auch Teil des städtischen Kulturzentrums PFL sein, nicht nur als Gebäude historisch integriert, auch als eigener, kultureller und religiöser Schwerpunkt im Gesamtangebot des kulturellen Lebens in der Stadt. Die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg will insgesamt eine Kulturgemeinde sein und ein Zentrum jüdischer Kultur in Deutschland.

Auf der Basis dieses Nutzungskonzeptes wurde mit der Jüdischen Gemeinde ein Raumprogramm entwickelt, immer im Hinblick auf den vorgegebenen, nicht üppigen Grundriß des Gebäudes, der im Laufe der Baugeschichte völ-

lig verbaut worden war. Engste Zusammenarbeit zwischen den Planern, vor allem dem Leiter des Hochbauamtes, Herrn Peter Reinig, und seinen Mitarbeiterinnen Frau Gertrud von Minden-Teuber und Frau Christine Sorge, Frau Sara-Ruth Schumann von der Jüdischen Gemeinde, Herrn Friedrich Precht und Frau Wiebke Dreeßen von der Baudenkmalpflege und dem Kulturdezernat sorgten für ein optimales Ergebnis. Es war die Basis für die Kostenplanung, die einschließlich der zusätzlichen Sicherheitsvorkehrungen 1,5 Mio. DM für den Bau der neuen Synagoge erforderlich machte. Nimmt man den Grundstückswert, die Planungskosten und Außenanlagen hinzu, handelt es sich immerhin um ein Zwei-Millionen-DM-Projekt.

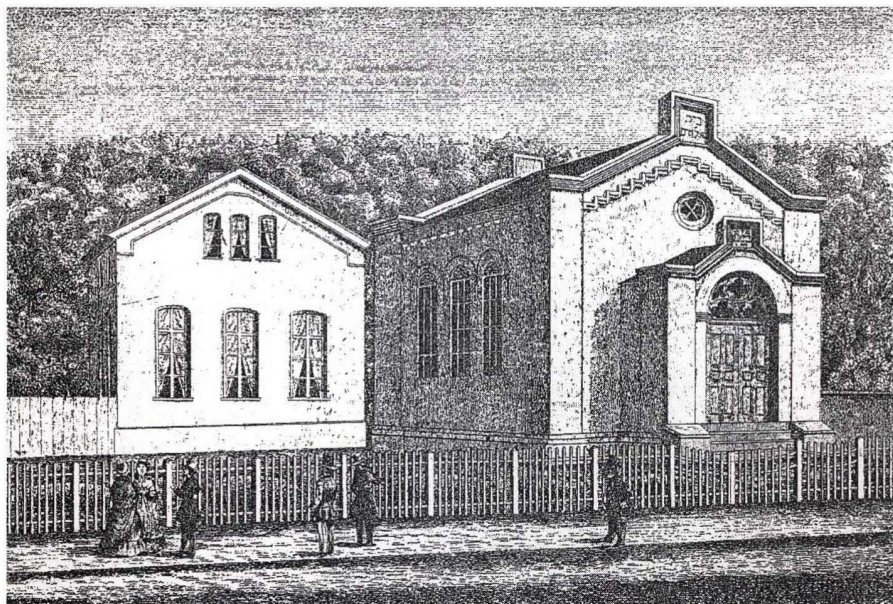
Die Stadt Oldenburg hatte sich mit Blick auf ihr 650jähriges Stadtrechtsjubiläum bereits im August 1990 um die Ausrichtung der „Woche der Brüderlichkeit“ im Jahre 1995 beworben. Diese Bewerbung wurde nunmehr erneut beim Deutschen Koordinierungsrat für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit begründet mit dem Argument, daß beabsichtigt sei, der neuen Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg seitens der Stadt im Rahmen der „Woche der Brüderlichkeit 1995“ eine neue Synagoge und ein Jüdisches Kulturzentrum zur Verfügung zu stellen. Die Bewerbung der Stadt wurde angenommen, und damit stand der Fertigstellungstermin für die neue Synagoge fest, der 5. März 1995.

Erste Planungsmittel in Höhe von 70.000 DM wurden in den Jahren 1992 und 1993 bereitgestellt; Baukosten in Höhe von 800.000 DM (1994) und 350.000 DM (1995) sowie 237.000 DM für zusätzliche Sicherheitsvorkehrungen folgten.

Auf der Basis des Nutzungskonzeptes warb das Kulturdezernat um Zuschüsse für dieses einzigartige Projekt. Alle Zuschußgeber erkannten sofort, daß es nicht primär um die Restaurierung eines interessanten Baudenkmals ging, sondern vielmehr um die Wiederaufnahme, die Wiederbelebung jüdischer Tradition und Geschichte 50 Jahre nach dem Holocaust und der Überwindung der Diktatur in Deutschland und in Oldenburg. Es handelte sich um eine erstrangige kulturpolitische und historische Aufgabe, zu der die Stadt die finanzielle Hilfe anderer Einrichtungen brauchte. Die Verhandlungen mit allen Zuschußpartnern waren von großer Bereitschaft, Offenheit und tiefem Verständnis geprägt. Ich danke herzlich für die Stadt Oldenburg und auch persönlich Herrn Reinhard Scheibe und Herrn Hans-Bernhard Olfers für einen Zuschuß in Höhe von 400.000 DM durch die Niedersächsische Fußball-Toto GmbH und Niedersächsische Zahlenlotto GmbH. Ich danke

genauso herzlich Dr. Dominik Freiherrn von König und Herrn Dr. Ernst Albrecht für einen Zuschuß in Höhe von 300.000 DM durch die Stiftung Niedersachsen und die große innerliche Verbundenheit mit diesem Projekt. Ich danke Herrn Michael Fürst und dem Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen für einen Zuschuß in Höhe von 130.000 DM. Im Jahre 1969 wurde das Haus Lambertistraße 48, das damals der Jüdischen Kultusgemeinde Oldenburg gehörte, vom Landesverband für 65.000 DM verkauft. 1973 wurde die oldenburgische Jüdische Kultusgemeinde, da keine Mitglieder mehr existierten, aus dem Vereinsregister gestrichen. Der Landesverband stellte den Verkaufserlös, angemessen verzinst, für das neue Jüdische Zentrum in Oldenburg zur Verfügung. Für diese Bereitschaft und vielfache, darüber hinausgehende Hilfestellung danke ich Herrn Michael Fürst sehr.

Ich danke dem Land Niedersachsen, das aus Mitteln der Baudenkmalpflege 70.000 DM für die neue Synagoge zur Verfügung gestellt hat. Besonders danke ich Herrn Dr. Range von der Bezirksregierung Weser-Ems.

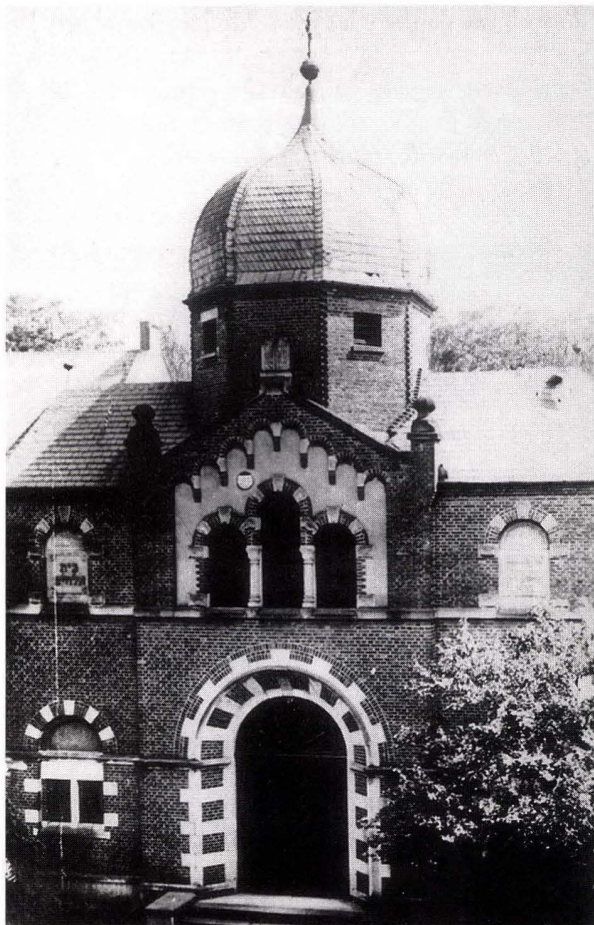


*Synagoge und Jüdisches Schulhaus zu Oldenburg, Peterstraße 2, 1855-1905.
Lithographie um 1860.*

Stadtmuseum Oldenburg

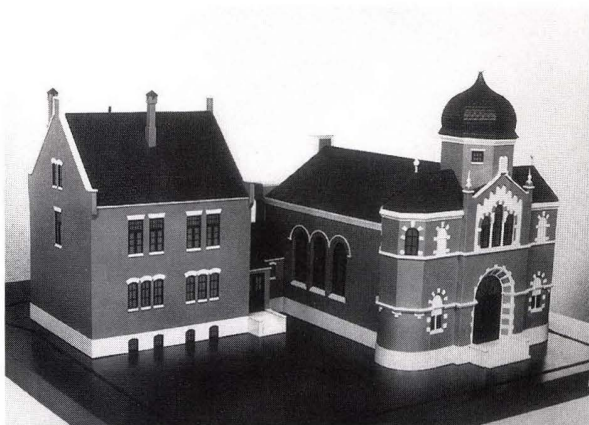
Die Zuschüsse in Höhe von insgesamt 900.000 DM zu den Baukosten haben es der Stadt wesentlich erleichtert, dieses überaus wichtige Projekt so schnell und rechtzeitig zum 650jährigen Stadtrechtsjubiläum zu realisieren.

Zu den erheblichen Einrichtungskosten, die die Jüdische Gemeinde selber getragen hat, hat die Evangelisch-lutherische Kirche in Oldenburg neben anderen Spendern einen Betrag von 60.000 DM gewährt und auch damit ein Zeichen gesetzt. Ich danke besonders Herrn Professor Dr. Rolf Schäfer für seine Hilfestellung.



Die Oldenburger Synagoge nach dem Um- und Erweiterungsbau 1905 bis 1938 vor der Zerstörung. Der Schmuckstein ist links über dem Portal eingelassen. Foto: Stadtmuseum Oldenburg

*Aufgrund der 1985 wiedergefundenen Bauakten konnte 1988 ein maßstabsgerechtes Modell der Oldenburger Synagoge und der jüdischen Religionsschule, Peterstraße 2, angefertigt werden.
Foto und Modell:
Stadtmuseum Oldenburg*



Während der Planungs- und Bauphase war zu entscheiden, ob in das Bau-
denkmal Wilhelmstraße 17 der alte Schmuckstein der ersten als solcher er-
bauten Synagoge, die am 24.8. 1855 an der Peterstraße 2 geweiht wurde, ein-
gebaut werden sollte.

Ab 1829 diente das Wohnhaus Mühlenstraße 5 als erste Synagoge in Olden-
burg. Der erste selbständige Synagogenbau wurde an der Peterstraße errich-
tet. Auf dem Schmuckstein steht in hebräischer Schrift „Bet Elohim“, zu
deutsch „Haus Gottes“. Dieser Stein wurde, als die erste Synagoge um- und
ausgebaut wurde, 1905 in der zweiten Synagoge wieder als Schmuckstein ver-
wendet.

Auf dem Foto, das am 10. November 1938 von der brennenden und danach
sofort abgebrochenen Synagoge entstand, ist er ebenfalls deutlich zu erken-
nen.

Der Schmuckstein wurde nach dem Kriege unzerstört wiedergefunden und
gelangte über den städtischen Bauhof in das Stadtmuseum, wo er seit 1970 an
der Gartenseite der Neuen Galerie angebracht war. Alle Beteiligten waren
sich schnell einig darüber, daß der Schmuckstein nicht nur einen Denkmals-
wert für das neue Synagogengebäude haben würde. Sein Symbolwert war um
ein Vielfältiges gewichtiger. Er macht deutlich, daß eine lange jüdische Tradi-
tion in Oldenburg, die gewaltsam abgebrochen wurde, nach 57 Jahren in der



Die Synagoge in Oldenburg, Peterstraße 2, nach der Zerstörung und Brandschatzung am 9./10. November 1938. Gut sichtbar in der linken oberen Fensterlaibung: Der Schmuckstein „Bet Elohim“.

Foto: Dr. Enno Meyer

Stadt wieder sichtbar und öffentlich bemerkbar wird. Der Stein mit der Inschrift „Bet Elohim“ - „Haus Gottes“ - macht als Schmuckstein in der neuen, dritten Synagoge die Tradition und den Neubeginn deutlich.

Er wirkt heute für mich in der Frontansicht der neuen Synagoge ganz selbstverständlich - und ist es doch auch nicht aufgrund seiner Geschichte. Die Geschichte der Oldenburger Juden wird in den letzten 150 Jahren durch diesen heilen und zugleich beschädigten Stein konzentriert, der als Schmuckstein das jüdische Haus Gottes zierte, der herausgebrochen wurde und verschollen war, auf wundersame Weise erhalten blieb und wieder das jüdische neue Gotteshaus prägt. Biblische Bilder fallen wohl jedem dazu ein.

Das Gebäude der dritten, neuen Synagoge wurde trotz aller Schwierigkeiten

und der knappen Zeit pünktlich zum 5. März 1995, dem Tag der feierlichen Übergabe, die im Anschluß dokumentiert ist, fertig. Dafür danke ich besonders meinem Kollegen, Stadtbaurat Hans-Martin Schutte und seinen Mitarbeitern im Hochbauamt.

Der Umbau des Denkmals Wilhelmstraße 17 zu einem neuen Jüdischen Kulturzentrum und zu einer Synagoge war für alle auch eine Aufgabe, sich mit der in Deutschland untergegangenen jüdischen Kultur zu befassen und soviel wie möglich davon im alten und zugleich neuen Gebäude wieder sichtbar werden zu lassen. Nicht nur die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde, auch der jüdische Architekt Zvi Hecker aus Berlin waren uns dabei behilflich.

Ich danke ganz besonders meinem väterlichen Freund Leo Trepp, dem niedersächsischen Landesrabbiner Dr. Henry G. Brandt und Frau Sara-Ruth Schumann für die jahrelange, geistige und organisatorische Zusammenarbeit für ein Gelingen des Werkes. Es war für mich - und wohl auch für viele andere in Oldenburg - das wichtigste Ereignis im Rahmen des 650jährigen Stadtrechtsjubiläums. Juden und jüdische Kultur haben wieder einen angemessenen Raum in Oldenburg, und es gibt wieder eine Synagoge, in der jüdische Gottesdienste gefeiert werden können. Ich bin froh, dabei maßgeblich mitgewirkt zu haben.

Ich möchte noch zwei Dinge bemerken:

Mit der Übergabe der Synagoge hat die Jüdische Gemeinde von der Stadt Oldenburg ein Erbbaurecht an Gebäude und Grundstück Wilhelmstraße 17 über zunächst 99 Jahre erhalten. Die Stadt dokumentiert damit, daß Juden und jüdische Kultur in Oldenburg gewollt sind, daß sie Recht, Raum und Schutz haben und dauerhaft behalten sollen, und daß sie Teil der Gemeinschaft unterschiedlichster Menschen sind, die eine Stadt ausmachen.

Lange Jahre hat die Vernichtung der Juden in Deutschland und in Europa uns sprachlos gemacht, wenn sie nicht verdrängt oder gar verleugnet wurde. Zu groß, zu unfasslich ist der Schmerz der Millionen Gequälten und Getöteten, Menschen wie wir alle. Es war nicht nur „die Unfähigkeit zu trauern“, die Alexander Mitscherlich seit 1965 den Deutschen deutlich machte. Das unvorstellbare Ausmaß des Holocaust, geschehen durch unsere Vätergeneration, hat die Söhne und Töchter vielfach verstummen lassen, hat auf viele bohrende Fragen keine hinlänglichen, eingestehenden, Verantwortung und Schuld übernehmenden Antworten gefunden. Die Generation der Söhne und Töch-



*Die ersten Eintragungen in das Gästebuch der Jüdischen Gemeinde nach Übergabe der Synagoge durch die Stadt Oldenburg am 5. März 1995. V.l.n.r.: Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen, Michael Fürst; Oberbürgermeister Dieter Holzapfel; Präsident des Niedersächsischen Landtages, Horst Milde; Bundespräsident a.D. Dr. Richard von Weizsäcker; Erste Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg, Sara-Ruth Schumann; Niedersächsischer Landesrabbiner Dr. Henry G. Brandt; Niedersächsischer Ministerpräsident Gerhard Schröder.
Foto: Peter Kreier*

ter hat vielleicht nicht intensiv genug, nicht hartnäckig genug gefragt und ihren eigenen Anteil in der Nachfolge der Vätergeneration nicht erkannt. Der frühere Bundespräsident Richard von Weizsäcker hat in seiner bedeutsamen Rede zum 8. Mai 1985 das noch weitgehende Tabu der deutschen Verantwortung und Schuld öffentlich und offiziell angesprochen und für viele wieder zugänglich gemacht und damit der Verdrängung, dem Nicht-wahrhaben-Wollen entzogen. Es war deswegen besonders wichtig, daß Dr. Richard von Weizsäcker nun als Bundespräsident a. D. bei der Übergabe der neuen Synagoge anwesend war.

EINLADUNG

Die Stadt Oldenburg (Oldb) freut sich, Sie zur
Übergabe der neuen Synagoge und des
Jüdischen Kulturzentrums,
Wilhelmstraße 17,
an die neue Jüdische Gemeinde e.V.
einladen zu können.

Die feierliche Übergabe findet im Rahmen der
zentralen Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit
statt am
Sonntag, dem 5. März 1995, um 14.00 Uhr,
im Großen Saal des städtischen Kulturzentrums PFL,
Peterstraße 3.

Für die Stadt Oldenburg ist dieses Ereignis
von herausragender Bedeutung,
nachdem am 9. und 10. November 1938 die
damalige Synagoge und die jüdische Gemeinde
bewußt und gewaltsam zerstört wurden.

Die neue Synagoge und das neue Jüdische
Kulturzentrum geben jüdischem Leben und Denken
in unserer Stadt wieder Raum.

HOLZAPFEL
Oberbürgermeister

WANDSCHER
Oberstadtdirektor

Diese persönliche Einladung gilt als Eintrittskarte,
die Sie bitte mitbringen.

Ein Psalm Davids zu singen
Psalm 67
Motette von Solomon Rossi

Rede des Oberbürgermeisters
Herrn Dieter Holzapfel

Ansprache des früheren Landesrabbiners
und Ehrenbürgers der Stadt Oldenburg
Herrn Professor Dr. Dr. Leo Trepp

Übergabe des Schlüssels des neuen
Jüdischen Kulturzentrums und der
Synagoge an die Vorsitzende der
Jüdischen Gemeinde Oldenburg e.V.
Frau Sara-Ruth Schumann

Ein Psalm Davids zu singen
Psalm 100

Grußwort des Vorsitzenden des Landesverbandes
der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen
Herrn Michael Fürst

Grußwort des niedersächsischen Landesrabbiners
Herrn Dr. h.c. Henry G. Brandt

Ein Psalm Davids zu singen
Psalm 150

Anbringen der Mesusa am Portal der
neuen Synagoge Wilhelmstraße 17

Segen für das Haus
Herr Professor Dr. Dr. Leo Trepp

Lied: Adon olam ... / Herr der Welt ...
Kantor, Chor des Westlichen Galliläa

Im Anschluß besteht die Möglichkeit, das neue Jüdische
Kulturzentrum und die Synagoge zu besichtigen

An der Harle: Uta Preiß-Ihle
Kantor: Emil J. Levy, Florida
Chor des Westlichen Galliläa

Die Gestaltung des Festaktes der „Woche der Brüderlichkeit 1995“ und des Rahmenprogrammes machen deutlich, daß wir unsere bisherige Sprachlosigkeit vielleicht doch endlich überwunden haben. Professor Gustavo Becerra-Schmidt hatte von der Stadt den Auftrag zu einer großen Komposition für Orchester, Chor und Solisten erhalten. Das Motto der „Woche der Brüderlichkeit“ lautete „1945 - 1995 Aus der Befreiung leben“. Herr Professor Becerra-Schmidt nannte seine Komposition, die am 27.2.1995 im Staatstheater uraufgeführt wurde, „Überwindung“ und verwandte Texte aus den Psalmen und der Offenbarung des Johannes aus dem Neuen Testament.

Für das Rahmenprogramm war ebenfalls im Auftrage der Stadt eine Ballettchoreographie von Ingrid Collet erarbeitet worden, die aus ihrem Ballett „Für Anne Frank“ stammte.

Und ein drittes Auftragswerk, ein zeitgenössisches Figurentheater, schuf Pavel Möller-Lück mit seinem Stück „Der kleine Herr Winterstein“, das die Geschichte der Judenvernichtung darstellt und jetzt schon länger als ein Jahr in Oldenburg immer wieder erschütterte und bewegte Zuschauer zurückläßt.

Diese künstlerischen Arbeiten, die alle den Holocaust zum Thema haben, sprengen unsere Verdrängung, heben endlich unsere Sprachlosigkeit vorsichtig auf und ermöglichen uns, unsere eigene deutsche Kultur aus der Erstarrung durch den Holocaust wieder lebendig werden zu lassen und Kontakt zu suchen und zu gestalten mit der zeitgenössischen jüdischen Kultur in Deutschland. Dieses wäre vor 10 Jahren, schon gar vor 20 Jahren, nicht möglich gewesen.

Mich persönlich hat die Begegnung mit Hermann Löwenstein aus Omaha/USA im Zusammenhang mit der Übergabe der Synagoge besonders berührt. Er ist der Sohn des oldenburgischen jüdischen Rechtsanwaltes Ernst Löwenstein, der die Nazizeit zunächst in den Niederlanden überlebte, nach dem Krieg die Jüdische Gemeinde in Oldenburg neu begründete, aber 1951 mit seiner Familie Oldenburg endgültig verließ und in die USA auswanderte. Hermann Löwenstein war erstmals seit 1951 wieder in Deutschland und mit beklommenem Herzen in Oldenburg. Er begegnete hier einer Verwandten, die er für tot hielt und fand die Gräber seiner Familie auf dem jüdischen Friedhof wieder, die er mir zeigte. Die Veranstaltungen der „Woche der Brüderlichkeit“, die er miterlebte, die Begegnungen mit Oldenburgern und ihren vielen Gästen, die Existenz einer neuen Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg und die Übergabe der neuen Synagoge ließen ihn sagen: „Mein Herz hat Frieden gefunden.“

Psalm 67

Ein Psalm, ein Lied.

*Gott sei uns gnädig und segne uns, er lasse sein Angesicht bei uns leuchten,
dass man auf Erden deinen Weg erkenne, unter allen Völkern dein Heil!*

Es müssen dich preisen, o Gott, die Völker, dich preisen die Völker alle!

*Es müssen sich freuen und jauchzen die Nationen, dass du die Völker gerecht
richtest und leitest die Nationen auf Erden.*

Es müssen dich preisen, o Gott, die Völker, dich preisen die Völker alle!

Das Land hat seinen Ertrag gegeben, es segnet uns Gott, unser Gott.

Es segnet uns Gott, und es sollen ihn fürchten alle Enden der Erde!

Rede des Oberbürgermeisters der Stadt Oldenburg, Dieter Holzapfel

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

soeben haben wir einen Psalm, ein Loblied gehört, der für Gottes Segen über alle Welt dankt. Daß es möglich geworden ist, wieder eine Synagoge, ein Jüdisches Gotteshaus und eine Jüdische Gemeinde in unserer Stadt zu haben, nachdem vor nunmehr 57 Jahren die Synagoge hier an der Peterstraße zerstört und die Jüdische Gemeinde vernichtet wurden, ist eine wunderbare Entwicklung, an der viele engagierte Juden und Christen mitgewirkt haben. Dafür danke ich allen Beteiligten. Ich selbst bin dankbar, in einer Zeit zu leben, in der eine Leben und Geist fördernde und nicht Leben und Geist zerstörende Politik gemacht wird.

Meine Damen und Herren, ich bitte um Nachsicht, daß ich bei der Vielzahl der hier Anwesenden nur wenige von Ihnen besonders begrüßen kann. Ich möchte als erstes alle früheren Mitglieder der alten Oldenburgischen Jüdischen Gemeinde begrüßen, die es sich nicht haben nehmen lassen, zu diesem Ereignis nach Oldenburg zu kommen. Es sind dies

- der ehemalige Landesrabbiner und heutige Ehrenbürger unserer Stadt, Herr Professor Dr. Leo Trepp, jetzt wohnhaft in den USA,
- Frau Charlotte Seligmann, die seit dem Jahre 1989 wieder hier in Oldenburg lebt,
- Herr Menashe und Frau Alisa Ben-David, jetzt wohnhaft in Israel, in Petach Tikwa,
- Frau Paula Dreyfuß aus Houston, USA,
- Herr Martin Jakobs, jetzt wohnhaft in Nymwegen,
- Herr Joachim und Frau Ina de Jonge aus Amsterdam,
- Frau Käthe und Herr Dr. Alfred Löwenberg, jetzt wohnhaft in Groningen,
- Herr Dr. Dieter Meiners aus Hagen und
- Herr Hermann Loewenstein aus Omaha, USA.

Ich danke Ihnen allen von Herzen, daß Sie heute zu uns gekommen sind und uns damit Ihre Verbundenheit zeigen.

Sie, Herr Professor Trepp, haben immer die Verbindung mit Ihrer alten Stadt gesucht und den Boden bereitet für das, was heute so glücklich einen Neubeginn erleben kann. Sie stellen für uns die Brücke dar, die über eine fatale Schlucht des Leidens, der Verurteilung und Verfolgung der Juden auch in unserer Stadt wieder geschlagen werden konnte. Für diese Kontinuität steht für mich auch der Schmuckstein der alten Synagoge, der wie durch ein Wunder die Zerstörung überstanden hat und über dem Portal der neuen Synagoge eingebaut worden ist. Seine hebräische Inschrift *Bet Elohim* bedeutet „Haus Gottes“. Dieser Stein ist beim Synagogenbau im Jahre 1855 erstmals verwendet worden. Er wurde ebenfalls eingebaut in die erweiterte und veränderte Synagoge 1905 und ist nun auch Bestandteil der neuen Synagoge. Diesen Stein möchte ich daher als ein gutes Symbol deuten. Er möge der neuen Jüdischen Gemeinde Glück bringen.

Als weitere besondere Gäste begrüße ich unseren früheren Bundespräsidenten, Herrn Dr. Richard von Weizsäcker und seine Frau Gemahlin. Ich freue mich sehr, daß Sie uns die Ehre geben, mit uns die Übergabe der Synagoge zu feiern. Sehr geehrter Herr Dr. von Weizsäcker, Sie sind heute morgen ausgezeichnet worden mit der Buber-Rosenzweig-Medaille für Ihre Verdienste um die christlich-jüdische Aussöhnung. Sie haben durch Ihre wegweisenden Reden uns immer wieder aufgefordert, der Wahrheit unserer Geschichte, auch wenn es noch so schmerzlich ist, ins Gesicht zu sehen, um nicht blind für unsere Gegenwart zu werden. Die Bestärkung, dieses zu tun und daraus Kraft zu schöpfen für die Aufgaben unserer Zeit, hat auch in Oldenburg dazu geführt, daß wir so handeln konnten. Haben Sie Dank für diese persönliche und institutionelle Hilfestellung.

Auch freue ich mich, den Ministerpräsidenten des Landes Niedersachsen, Herrn Gerhard Schröder, hier begrüßen zu können - Ministerpräsident eines Landes, in dem bis heute drei wieder mit Leben erfüllte Synagogen existieren, nämlich in Hannover, Braunschweig und in Osnabrück. Am heutigen Tage kommt eine vierte Synagoge hinzu - die für die Oldenburgische Jüdische Gemeinde - und es ist zu hoffen, daß in Göttingen, wo im letzten Jahr die jüngste Jüdische Gemeinde in Niedersachsen entstanden ist, bald die fünfte Synagoge in unserem Land entstehen kann. 57 Jahre nach der Reichspogromnacht, in der alle Synagogen in Deutschland zerstört worden sind - allein 14 im früheren Landesrabbinat Oldenburg, dem Gebiet des alten Landes Oldenburg -, ist wieder eine Synagoge neu errichtet worden. Aus den schrecklichen Trümmern des Holocaust und des Krieges gegen die Menschlichkeit und

das eigene Volk ist ein neuer Beginn und gleichzeitig eine Wiederaufnahme alter jüdischer Traditionen bei uns möglich geworden.

Ich freue mich, den Präsidenten des Niedersächsischen Landtages, Herrn Horst Milde, hier willkommen heißen zu können. Sicher sind Sie auch als Bürger unserer Stadt und als mein Vorgänger im Amt des Oberbürgermeisters froh und glücklich, daß es wieder eine Synagoge in Oldenburg gibt. Weiterhin begrüße ich sehr herzlich den Vorsitzenden des Deutschen Zentralrates der Juden, Herrn Ignaz Bubis. Sie haben in den letzten Jahren fürchterliche Stunden miterleben müssen. Der Brandanschlag auf die Synagoge in Lübeck, die vielen antisemitischen Äußerungen in unserem Land und Attentate auf Ausländer und Asylbewerber haben uns alle aufgeschreckt und lassen uns sehr hellhörig werden. Die neue Synagoge in Oldenburg soll ein Zeichen dafür sein, daß wir Menschen jüdischen Glaubens und jüdisches Leben und Denken in unserem Land, in unserer Stadt haben wollen. Wir wollen ihnen darüber hinaus Schutz und Heimat geben. „Wer einen Menschen erschlägt, tötet ein Universum“ lautet eine alte mythische Weisheit. Wenn jeder Mensch das Universum in sich hat und wir alle dieses respektieren und innerlich fühlen, dann wird es nie zu solchen Verletzungen des Andersdenkenden, des Andersglaubenden und des Andersaussehenden kommen können, wie es immer noch geschieht und es im Holocaust eine unaussprechliche Eskalation erfahren hat.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich habe mich bei vielen Frauen und Männern, Juden und Christen, zu bedanken, die mit dafür gesorgt haben, die Vorarbeiten zur Aufarbeitung unserer Vergangenheit zu leisten und die zur Entstehung der Jüdischen Gemeinde und zum Bau des neuen Synagogengebäudes vielfältige Gestaltungsarbeit vollbracht haben. Sehr geehrte Frau Schumann, Ihnen als Erster Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg werde ich im Anschluß an die Ansprache des ehemaligen Landesrabbiners und Ehrenbürgers unserer Stadt, Herrn Professor Trepp, den Schlüssel für das neue Jüdische Kulturzentrum und die Synagoge überreichen. Ohne die großzügige Unterstützung der Toto-Lotto-GmbH Niedersachsen, ohne den Zuschuß der Stiftung Niedersachsen, ohne den Beitrag des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und ohne den Zuschuß des Landes Niedersachsen hätten wir die Synagoge und das Jüdische Kulturzentrum nicht so bauen können. Hierfür danke ich Ihnen. Weiterhin danke ich allen, die an der Restaurierung des alten denkmalgeschützten Gebäudes engagiert mitgewirkt haben, nachdem der Verwaltungsausschuß der Stadt

Oldenburg am 1. Juli 1991 einstimmig beschlossen hatte, daß das Gebäude Wilhelmstraße 17 zur neuen Synagoge um- und ausgebaut werden solle.

Ich danke dem früheren Oldenburgischen Landesrabbiner, Herrn Professor Trepp, daß er uns begleitet hat, um heute gemeinsam mit dem Niedersächsischen Landesrabbiner, Herrn Dr. Brandt, den ich an dieser Stelle sehr herzlich begrüße, die neue Synagoge zu segnen. Eine gerissene, gewaltsam beendete „Saite“ unserer Kultur kann wieder anklingen und sollte behutsam und lebensmutig behandelt werden. Abschließend möchte ich Ihnen allen, insbesondere aber dem israelischen Chor aus dem westlichen Gäliläa, danken, daß Sie diese Feierstunde mitgestalten und an ihr teilnehmen. Hierdurch wird Ihr Interesse und Ihre innerliche Verbundenheit mit uns und mit dem Wiederbeginn der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg eindrucksvoll dokumentiert.

Meine Damen und Herren, dies ist ein schöner Tag für uns alle hier in Oldenburg. Es ist aber auch ein Tag, der uns wieder einmal zeigt, daß diese Welt mit all ihrem Schein, ihren Kummernissen und zerbrochenen Träumen dennoch wunderbar ist. Ich danke Ihnen sehr und bitte jetzt Herrn Professor Trepp, zu uns zu sprechen.

Ansprache des ehemaligen Landesrabbiners und Ehrenbürgers der Stadt Oldenburg, Professor Dr. Dr. Leo Trepp:

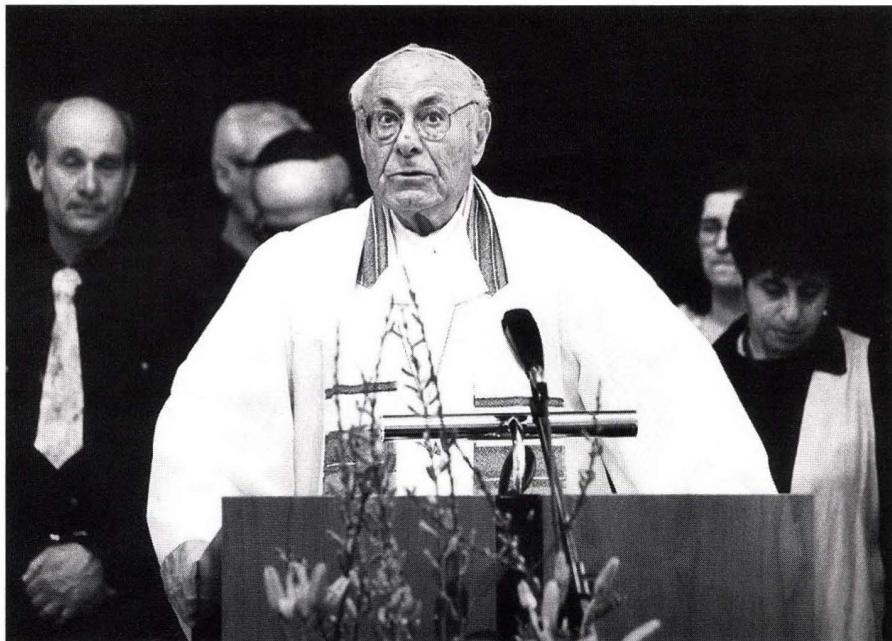
Jeschar kochachem. Mechaje Metim. Ewen ma-assu Habonim, haita Lerosch Pina - Möge Eure Kraft erhalten bleiben zur Wiederbelebung der Toten. Der Stein, den die Bauleute verschmähten, wurde zum Hauptstützstein der Zukunft.

Herr Oberbürgermeister hat davon gesprochen, daß über dem Portal der neuen Synagoge der Stein aus der alten eingemauert ist. *Bet Elohim*. Und dieser Stein ist symbolisch für sehr vieles, was sich hier in Oldenburg und im jüdischen Leben Deutschlands ereignet hat. *Ewen ma-assu Habonim*.

Sehen Sie sich das Bild der alten Synagoge an, dann finden Sie, daß nach dem Brand der Stein noch in der Mauer war. Er wurde dann einfach mit dem Abbruch der Mauer auf die Erde geworfen und war viel zu verachtet, als daß man ihn selbst zertrümmerte.

Und hier wurde er zum ersten Mal zum Symbol der Juden, die man nicht zertrümmerte, sondern wie das Vieh, das Ungewürm, zertrat. Und dann kamen liebende Menschen, die diesen Stein fanden und beschützten und schonten und aufbewahrten, im Bewußtsein, daß er vielleicht wieder ein Stein werden könnte, der von einem Gotteshaus kündet. Und so wird der Stein nun zum Symbol der Liebe, der Treue, der Erneuerung und der Hingabe der Stadt Oldenburg, ihrer Führung und ihrer Bürger. Zum dritten wurde der Stein nun zum Symbol der neuen Synagoge, d. h. Symbol des Wiederaufbaus. *Haita Lerosch Pina*. Er wurde zum Eckstein einer Erneuerung, eines neuen Baus.

Und dennoch ist dieser Stein in seiner Symbolkraft heute verschieden von dem Stein, der einstmals an der Synagoge war. Die betende Gemeinde der Synagoge dort wandte sich wie jede Gemeinde nach Jerusalem. Der Stein war in ihrem Rücken, wandte sich zur Straße und war daher, man könnte jetzt sagen, so wie ein Schild, das sagt, „Krankenhaus“ - seid leise, da sind Menschen, die leiden -, „Schule“ - fahrt langsam, denn da sind Kinder, die auf der Straße spielen können -, „Gotteshaus“ - seid ein bißchen ehrfurchtsvoll, denn in diesem Haus wird Gott geehrt -. Wir bitten Euch darum, sagte der Stein, und die Bitte, soviel wissen wir, war vergeblich.

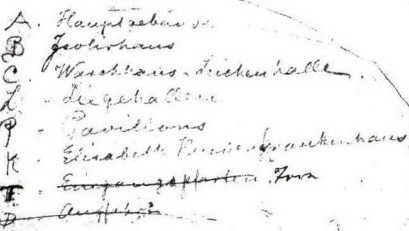


Professor Dr. Dr. Leo Trepp bei seiner Ansprache anlässlich der Übergabe der neuen Synagoge. Professor Trepp war von 1936 bis 1938 Landesrabbiner in Oldenburg.

Foto: Peter Kreier

Heute deutet der Stein in dieselbe Richtung wie die Synagoge und wie die Betenden. Und damit steht er symbolisch für eine ganze Reihe neuer Prinzipien und neuer Ideen. Die Betenden richten ihren Blick auf Jerusalem, Tor des Himmels, Quelle göttlicher Weisheit und ewiger Ethik. Und von dort erhalten sie die Gnade der Vergebung, die Gabe der Weisheit, den Segen des Lebens. Aber hier in Oldenburg schweift der Blick und der Gedanke auf seinem Wege nach Jerusalem ab, und er schweift auf seinem Weg von Jerusalem zurück über den Platz der alten Synagoge und mahnt uns: das Wort Gottes, das ewige Wort Gottes muß verbunden sein für uns mit der ewig dauernden Antwort der Jüdischen Gemeinden Deutschlands, vor allem Oldenburgs, ihrer Treue, ihrem Heroismus, ihrer Würde, ihrem Märtyrertum. Das Judentum in Oldenburg richtet sich über seine eigene Geschichte - verkörpert im Mahnmal - zum Quell des göttlichen Worts nach Jerusalem

frei zug.
Mann, 18.



Original: Stadtmuseum Oldenburg

und empfängt seine eigene Aufgabe von dort über das Mahnmal seiner Tradition, die in die Gegenwart dringt und dringen muß. Das ist das neue Symbol.

Aber ein zweites Symbol ist diese neue Inschrift. Sie richtet sich nämlich, im Gegensatz zur Vergangenheit, als sie so ungefähr nach den Vororten schaute, direkt auf das Zentrum und das Regierungszentrum unserer Stadt. Und damit sagt sie, wir Juden, deutsche Juden in Oldenburg, streben danach, ein starkes, lebendiges, die Geschlechter überschreitendes Judentum zu erbauen, mit all seinen geistigen Werten, und wir wollen Euch daraus schöpfen lassen. Wir wollen Euch aus unserer Tradition Lehre bringen. Deswegen wird dieser Stein zum Symbol des Ausblicks einer Gemeinde auf Stadt und Gesellschaft, einer Gemeinde von Menschen, die als deutsche Juden in dieser Gesellschaft leben und als Juden diese Gesellschaft zu beeinflussen streben.

Nun werden Sie sagen: ist das nicht arrogant von einer so klitzekleinen Minorität, anzunehmen, daß sie den Deutschen in ihrer gewaltigen Majorität etwas zu sagen hätte? Ich glaube es nicht. Was die deutschen Juden als Minorität Deutschland alles gegeben haben: Diejenigen, die es wissen mußten und diejenigen, die es nicht wissen, sie alle können es lesen und lernen. Diejenigen, die es nicht lesen und lernen wollen, mit denen kann man nicht reden. Aber eines kann man und muß man verstehen: Eine Minorität, vor allen Dingen eine so kleine Minorität, wie es die Juden sind, lehrt, indem sie da ist.

Die Majorität kann alles legalisieren, und zwar durch die Mehrzahl ihrer Stimmen. Sie kann Gesetze machen, die das Recht brechen, die Menschen vernichten, die Tod bringen, die Haß säen; und sie kann sagen, es ist ja alles legal, wir sind ja dafür gewählt. Und das hat die Majorität ja auch getan. Die Minorität steht da, um zu warnen und um zu rufen. Nicht der Majoritätsbeschluß ist die endgültige Entscheidung, sondern das Wort Gottes - des Gottes, der da ist mit dem Fremdling, dem Armen, der Witwe und den Waisen. Die Minorität lehrt durch ihr Dasein. Und je kleiner sie ist, desto bedeutender wird ihre Lehre.

Oldenburg wird gewinnen dadurch, daß eine sprechende Minorität der Juden da ist, sich selbst vergrößert und hinausreicht durch ihr Dasein und durch ihr Wirken in unserer Stadt. Oldenburg gewinnt durch die Synagoge und durch die Gemeinde, und die Gemeinde gewinnt durch ihr Eingewurzeltsein in Oldenburg. Was der einzelne nicht schaffen kann, kann auch eine Minorität

nicht, nämlich die Welt verändern. Die Majorität steht in Gefahr, die Welt so zu verändern, daß sie ihr Menschenantlitz verliert.

Aber gemeinsam können wir es erreichen und kann es uns gelingen. Das heißt nicht, daß Juden Christen werden sollen. Das heißt nicht, daß Christen Juden werden sollen. Aber das heißt, daß Christen und Juden gemeinsam Menschen werden sollen und neue Generationen und Gemeinschaften zum Menschentum im Sinne Gottes erziehen.

Das ist die Mahnung, das ist die Botschaft. Wird sie angenommen, dann wird der Stein, den die Bauleute verschmähten, zu einem Eckstein in unserer Stadt. Und dann wird im gemeinsamen Wirken unsere Stadt in ihrer Gesamtheit ein Gotteshaus werden. Ein Gotteshaus des Gebetes, der *Tfila*. Aber *Tfila* ist nicht nur Gebet, ist Überlegung, ist Dialog, es ist Entschlußfassung, es ist



Professor Dr. Leo Trepp und Frau Charlotte Seligmann nach der feierlichen Übergabe. Frau Seligmann mußte 1939 Oldenburg und Deutschland wegen ihres jüdischen Glaubens verlassen. 1989 ist sie nach Oldenburg zurückgekehrt. Foto: Peter Kreier

Rechtsbetonung, es ist Einstehen für das Wahre. *Bet-Tfila lechol Ha-amim*. Ein Haus der *Tfila* wird unsere Stadt sein, *für alle Völker*, für alle Menschen.

Im Jahre 1988 übernahmen wir in einem großen Ruf zusammen das Motto unserer Aufgabe *Zedek, Zedek Tirdof*, dem Wahlspruch, dem Wahlspruch jage nach. Wir sprachen es im Hof des Gefängnisses in der Gegenwart von über zweitausend Menschen. Wenn wir dem *Zedek* nachjagen, dann wird der Stein, den die Bauleute verachteten, zum Symbol einer neuen Gemeinschaft und dann wird diese Gemeinschaft ein Haus Gottes: zu empfangen seinen Segen, den er ausstreckt und ausgießt auf alle Menschen. Möge Gott so über uns wachen und mögen wir so über Gott und übereinander wachen. Amen.



Die Übergabe des Schlüssels für die neue Synagoge an die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg, Sara-Ruth Schumann, durch Oberbürgermeister Dieter Holzapfel. Mitglieder des Chores des Westlichen Galiläa, Israel, im Hintergrund.

Foto: Peter Kreier

Worte des Oberbürgermeisters Dieter Holzapfel bei der Schlüsselübergabe an die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
liebe Mitglieder der neuen Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg,
liebe Frau Schumann,

ich überreiche Ihnen nun den Schlüssel der neuen Synagoge und des neuen Jüdischen Kulturzentrums und übergebe Ihnen damit das Gebäude in Ihre Obhut. Aus der Verpflichtung gegenüber unserer eigenen Geschichte stellt die Stadt Oldenburg der neuen Jüdischen Gemeinde das restaurierte Gebäude Wilhelmstraße 17 zur Verfügung.

Die neue Synagoge und das Jüdische Kulturzentrum in Oldenburg
- symbolisieren den Willen der Stadt, dem Erinnern an die Leiden des Holocaustes und dessen Folgen einen öffentlichen Ort zu geben
- und sie stellen gleichzeitig den Neubeginn jüdischen Denkens und Lebens in der Stadt dar, dem wir Schutz und Heimat in unserer Stadt geben wollen.

Wir wünschen der neuen Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg für ihre weitere Entwicklung Glück und Segen und versichern Ihnen unsere freundschaftliche gutnachbarliche Begleitung.

Dankesworte der Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg, Sara-Ruth Schumann

Meine Damen und Herren, ein Wunder ist geschehen. Für ein Wunder danken zu dürfen, ist eine besondere Aufgabe, die ich heute für die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg mit großer Freude übernehme. *Das Land, das verwüstet war, ist wieder Garten Eden geworden und die Stätten, die in Trümmern lagen, die verwüstet und niedergerissen waren, sind nun bewohnt und befestigt* - so ist es zu lesen bei Ezechiel. Mag dies auch für die Wohnstätte unserer Gemeinde gelten. Das Haus war zu bauen, Handwerker waren viele. Der Lohn ist groß. Um für dieses Wunder zu danken, habe ich nach Vorbildern gesucht. Und, wie könnte es anders sein, in der Thora studiert. Ein Dank, der mich sehr beeindruckt hat, ist mir dabei hilfreich gewesen. Nach dem Auszug aus Ägypten, aus der Sklaverei in die Freiheit, dankt Miriam nach dem Durchzug durch das Meer in vorbildlicher Weise, wie ich meine. Nicht denen, die eingesammelt haben, die den Zug organisiert haben, nicht ihren Brüdern Moses und Aron dankt sie. Es heißt *Miriam schiru ha schem ki gao gaa* - *Miriam aber sang ihnen vor, singet dem Herrn, er ist hoch und erhaben*.

Auch an diesem Wunder hier sind viele beteiligt gewesen. Viele, die sich zu diesem Dienst haben rufen lassen. Wie sie, Miriam, möchte ich heute Ihnen zurufen *ha schem ki gao gaa* - *er ist hoch und erhaben, ihm gilt unser Dank*. Allen, die mitgeholfen haben, dieses Haus zu bauen, sei trotzdem herzlich gedankt. Lassen Sie mich an dieser Stelle doch einen Namen erwähnen, der für das Gelingen unserer kleinen Gemeinde eigentlich den Grundstock gelegt hat. Dank gilt unserem Landesrabbiner Herrn Dr. Brandt, der uns in unserem Bemühen um eine Gemeinde ernst genommen hat. Uns behutsam und mit großem Einfühlungsvermögen zu der bestehenden Eigenständigkeit ermutigt und uns begleitet hat. So galt es nicht, eine Synagoge als Museum oder historisches Gebäude zu erstellen. Eine kleine, aber lebendige Gemeinde wird in dieses Haus einziehen, das mit so großer Unterstützung und so viel persönlichem Engagement erstellt wurde und gleich seine Pforten öffnen wird. Es wird in Zukunft eine Stätte des Gebetes, des Lernens und Lehrens und der Begegnung sein. Herr Rabbiner Trepp hat in seiner Predigt davon gesprochen, daß Thora-Lernen zur praktischen Anwendung kommen muß. In diesem Sinne wollen wir dieses Haus nutzen, wollen wir uns der Aufgabe und der Verantwortung stellen, jüdisches Leben in dieser Stadt fortzuschreiben. Ich danke Ihnen.

Psalm 100

Ein Psalm zum Dankopfer.

Jauchzet dem Herrn, alle Lande!

Dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken!

*Erkennet, dass der Herr allein Gott ist: er hat uns gemacht, und sein sind wir,
sein Volk und die Schafe seiner Weide.*

*Ziehet ein durch seine Tore mit Danken, in seine Vorhöfe mit Lobgesang;
danket ihm, preiset seinen Namen!*

Denn der Herr ist gütig;

ewig währt seine Gnade und seine Treue von Geschlecht zu Geschlecht.

Grußwort des Vorsitzenden des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Niedersachsen, Michael Fürst

Herr Bundespräsident, Herr Ministerpräsident, Herr Landtagspräsident, verehrter Oberbürgermeister, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Wer vor 50 Jahren behauptet hätte, es werde 1995 in Niedersachsen wieder oder noch Juden geben, sogar in Oldenburg eine Jüdische Gemeinde, der wäre wahrscheinlich für weltfremd oder verrückt erklärt worden. Damals vor 50 Jahren, nach der Befreiung, war es ein unkalkulierbares Wagnis, sich als Jude wieder oder neu in Deutschland niederzulassen. Es war nicht das Risiko von Leib oder Leben, wie während der 12 Jahre davor. Es war das Risiko der geistigen Existenz und jüdischer Selbstachtung. Und es gehörte nicht nur Mut vor sich selbst dazu; wer hier seine Zelte aufschlug, mußte damit rechnen, von seinen Freunden verkannt, gescholten oder gar verachtet zu werden. Und jenen, die diese Entscheidung mißachteten, konnte man nur schwer mit guten Gründen begegnen. Denn mit welchen Argumenten wollte man sich erklären, daß man mit der Absicht, sich hier einzurichten, jüdisch einzurichten, auch die Bereitschaft bekundete, sich für den zweiten Versuch einer deutschen Demokratie zur Verfügung zu stellen, den Nachbarn ernst zu nehmen, der noch wenige Jahre davor sich geweigert hatte, die Parkbank mit einem Juden zu teilen, um nur eine der harmlosesten Verirrungen zu nennen - und ihn jetzt als Partner zu akzeptieren.

Und nun, 50 Jahre später: fünf Jüdische Gemeinden in Niedersachsen, wenngleich auch immer noch 235 geschlossene jüdische Friedhöfe. In meiner Amtszeit als Landesvorsitzender ist es jetzt das zweite Mal, daß ich bei der Übergabe eines neuen Jüdischen Gemeinde- und Kulturzentrums dabei sein kann, nachdem ich vor zwölf Jahren in Braunschweig bereits die Freude hatte, dabei zusein oder vor genau achtzehn Monaten der Jüdischen Gemeinde Osnabrück eine vom Land Niedersachsen gespendete Thorarolle übergeben konnte, die wiederum eine ältere Thorarolle der Jüdischen Gemeinde Oldenburg zur Verfügung stellen konnte. Die Thora, die tragende Säule des Judentums.

Aber, meine Damen und Herren, werden wir heute, am 5. März 1995, an einem solchen Freudentag eigentlich, nicht zu euphorisch. Erinnern wir uns an die sogenannte deutsch-jüdische Symbiose, die mir in der Nachschau ein

verkürzter Versuch zu sein scheint, etwas herzustellen, was es vielleicht nie gab. Die deutsch-jüdische Symbiose war verbunden mit Assimilierung, mit der Aufgabe des Judentums an sich und der reinen Beschränkung des Judentums auf den Gottesdienst, wenn überhaupt. Der 5. März ist daher für uns Juden nicht nur ein Tag der Freude, er ist auch ein Tag wie jeder andere in der langen Leidensgeschichte des jüdischen Volkes und dies bedarf immer der Erinnerung, um nicht überschwenglich zu werden.

Lassen Sie mich an einige Daten erinnern:

- Am 4. März 1649 kehren die Kosakenhaufen des Bogdan Chmelnizki nach der Wahl eines neuen Königs von Polen in die Ukraine zurück und beginnen dort ihre Judenmassaker. In der Stadt Ostrog bringen sie mehr als 600 Juden um.

- Am 5. März 1328, einem Schabbat, kommt es infolge der politischen Spannungen im französischen Navarra zu blutigen Ausschreitungen gegen die Juden. In der Stadt Estelle, die eine der größten Jüdischen Gemeinden aufweist, beginnt ein Judenmassaker. Mehrere tausend Juden werden umgebracht.

- Am 5. März 1332 wird in der Stadt Überlingen am Bodensee die Leiche eines seit mehreren Tagen vermißten christlichen Jungen gefunden. Man klagt die Juden an, sie hätten ihn getötet. Man unterwirft sie der Folter und sie gestehen. Die Überlinger Juden fliehen in die Synagoge, die von den Christen in Brand gesetzt wird. 300 bis 400 Juden kommen in dem brennenden Gebäude um.

- Am 6. März 1648 hatte der Aufstand des Bogdan Chmelnizki und seiner Kosakenhaufen gegen die polnische Aristokratie begonnen. Im Verlaufe der nächsten zwei Jahre werden in Polen und der Ukraine über 200 000 Juden ermordet.

Meine Damen und Herren, ich könnte beliebig fortfahren mit diesen Tagen, damit Sie sehen: jeder Tag ist für uns Juden ein Gedenktag. Zeiten friedlichen Nebeneinanderseins, guten Auskommens, wechselten ab mit Verfolgung, Pogrom und Flucht, Neuansiedlung, wieder Verbote und wieder Flucht.

Und dann, meine Damen und Herren, jeder 5. März zwischen 1933 und 1945 ist für die Juden und andere Minderheiten, wie z. B. die Sinti, ein Tag der Verfolgung; schließlich der Genozid, verübt von Deutschen, nicht nur im deutschen Namen! Und ich frage mich, ob der jetzige Zeitraum, der derzeitige Zustand, wieder nur ein kurzer Zeitraum in der 5000jährigen Geschichte der Juden ist. Vielleicht wieder nur ein kurzer Zeitraum friedlicher, verständnisvoller

ler Koexistenz, des heute sogenannten Mitbürgerseins. Warum eigentlich Mitbürger? Warum nicht Bürger? Bürger wie Gustav Berlowitz, Hugo Kugelmann, Leopold Meyer, Adolf Meyerhoff, Rudolf de Vries! Kennen Sie diese Namen? Fünf Oldenburger, die im Ersten Weltkrieg ihr Leben ließen wie 12 000 andere Juden für ihr Vaterland - Deutschland.

Heute nun eine neue junge Jüdische Gemeinde in Oldenburg. Ein Tatbestand, der, wie ich vorhin bereits sagte, auch vor zehn Jahren nicht denkbar gewesen wäre. Wir alle wissen, wie es dazu gekommen ist, was geschehen ist, daß die Jüdischen Gemeinden sich wieder neu belebten. Und ich bin hier der niedersächsischen Landesregierung sehr dankbar für die Unterstützung, die sie uns bei der Integration russischer Juden immer wieder gewährt hat. Und lassen Sie mich diesen Gedanken jetzt erweitern auf zwei andere Aspekte: Ich habe erfahren, daß die Landesregierung in den Haushalt das nötige Geld eingestellt hat und ich freue mich, daß es so gelungen ist, den Magisterstudiengang für jüdische Studien nun auch in Oldenburg einzurichten. Ich darf mich bei allen Beteiligten bedanken, die dabei geholfen haben, das Jüdische Kulturzentrum hier einzurichten. Und das sind diverse Institutionen: die Stiftung Niedersachsen, die Lottostiftung, das Land Niedersachsen, die Stadt Oldenburg und zu einem ganz kleinen Teil auch die Jüdische Gemeinde.

Neue Gemeinden sind in der Republik entstanden. Gemeinden, deren Mitglieder überwiegend russische und ukrainische Juden, sogenannte Kontingentflüchtlinge, sind. Unsere neuen Mitglieder stellen in den Klein- und Mittelgemeinden bereits die Mehrheiten. Und lassen Sie mich hier wiederholen, was ich kürzlich in einem Kommentar in der Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung sagte: Ich wies darauf hin, daß die jüdische Gemeinschaft in Deutschland einige Jahrzehnte der Stagnation hinter sich hat. 28 000 Mitglieder, mal mehr, mal weniger. Das hatte bisweilen auch Gemeinden von 30 bis 35 Mitgliedern zur Folge, die nur noch überlebten, weil sie Tradition und Gesetze, die Grundlagen jüdischen Lebens sind, aufgaben. Das führte zu jüdisch-christlichen Kulturvereinen, in denen die Grenzen zwischen Juden und Christen verschwammen. Heute aber leben 20 000 Menschen unter uns, die zum Judentum geleitet werden könnten, wenn man sie behutsam führt. Die Großgemeinden sind damit überfordert durch ihre Anonymität, Bürokratie und ihren Formalismus. Neue, kleinere Gemeinden, wachsen aus dem Erdboden - dort wo schon einmal Jüdische Gemeinden existierten. Aus kleinen Gemeinden werden große, die Gemeinden stabilisieren sich. Noch nie haben wir in den letzten 50 Jahren so viele Kinder und Jugendliche gehabt wie jetzt.

Für die Jüdische Gemeinschaft in Deutschland ist jede neue Jüdische Gemeinde eine Chance zur Vermittlung jüdischer Werte. Dies setzt aber auch voraus, daß der neuen Gemeinde jüdische Traditionen und Gesetze als Grundlage dienen, ob reformiert oder liberal, ob traditionell - konservativ oder orthodox oder unter dem Dach der Einheitsgemeinde. Das Wissen um Tradition und die Gesetze macht uns stark. Beides hat das Judentum am Leben erhalten. Wenn neue Gemeinden sich hierauf besinnen, sind sie eine Bereicherung für die jüdische Gemeinschaft.

Zu diesen Feststellungen darf ich noch einiges hinzufügen. Die Jüdische Gemeinde Oldenburg hat bereits gezeigt, daß sie diese Werte vermitteln will. Sie will Neuland in Deutschland nach 1945 beschreiten, sie will eine Rabbinerin beschäftigen. Dieser Wunsch - und ich will diesen Wunsch gerne mitfördern, jede Gemeinde ist autonom - ist aber auch Verpflichtung. Wenn dieser Versuch fehlschlägt, liebe Frau Schumann, liebe Frau Wyler, wissen Sie, was viele sagen werden: Seht Ihr, wir wußten es vorher!

Und ich sage Ihnen aus tiefer Überzeugung: Das Judentum hat nicht überlebt - und erst recht nicht in Deutschland -, damit jüdische Traditionen negiert werden, nur der Reform wegen - Traditionen, die mehrere tausend Jahre existierten und das Judentum zu dem gemacht haben, was es ist. Wer Reformen will, nur um seinen Dickkopf durchzusetzen oder um es sich einfacher zu machen, der ist fehl am Platze. Vergessen wir nicht, daß unsere Eltern, Großeltern, Kinder und Freunde in den Gaskammern umkamen, auch wegen ihres Festhaltens an den jüdischen Traditionen.

Bewahren Sie diese Traditionen, halten Sie an ihnen bei allen wohlüberlegten Neuerungen fest, sie sind die zunächst tragenden Säulen des Judentums, das, was uns verbindet; und dadurch wird der christlich-jüdische Dialog nicht leiden, - ganz im Gegenteil.

Ich wünsche Ihnen, der Jüdischen Gemeinde und den Nichtjuden hier in Oldenburg, viel Erfolg, der Jüdischen Gemeinde wünsche ich Gottes Segen, das notwendige Glück, hier in Oldenburg als Gemeinde weiterleben zu können. Und ich setze viel Vertrauen in Sie, Frau Wyler, daß Sie es schaffen!

Grußwort des niedersächsischen Landesrabbiners, Dr. h.c. Henry G. Brandt

Se Hajom Assa Adonei, Nagila Wenissmecha Bo - Dies ist ein Tag, der dem Herrn gehört, laßt uns an ihm fröhlich sein!

Hochverehrte Ehrengäste, liebe Bürger dieser Stadt, liebe Mitglieder der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg!

Heute ist ein erfreulicher Tag. Ich glaube, es ist sogar ein Tag, an dem man einmal ein bißchen in Optimismus schwelgen und den Glauben an den Menschen in den Vordergrund stellen darf. Den Glauben, daß der deutsche Mensch nicht verdammt ist, die Fehler der Geschichte zu wiederholen, und daß wir nicht jetzt bereits an die nächsten Niedergänge und Zerstörungen denken müssen. Vielleicht ist uns der Schock der Erkenntnis, wie tief der Mensch sinken kann, doch so sehr in die Glieder gefahren, daß wir endlich zu lernen beginnen oder begonnen haben, anders miteinander umzugehen, als in der Vergangenheit. Gott helfe uns, wenn uns dies nicht gelingt. Vielleicht gäbe es das nächste Mal kein Entrinnen mehr und keine Möglichkeit eines Neuaufbaus.

Aber diese ernsten Gedanken können wir heute hintanstellen, denn es ist doch ein ganz besonderer Tag, an dem in dieser Stadt Oldenburg wieder eine Jüdische Synagoge, ein Kulturzentrum entsteht. Bescheiden ist es, aber es steht fest. Es ist eine Verbindung mit der Vergangenheit, es ist eine Kontinuität und doch ist es auch ein Neuanfang, der für sich selbst steht. Es ist keine Imitation von Dingen des Mittelalters oder der fernerer Vergangenheit, sondern hineingebaut in das Wissen um die Tradition und die Werte, von denen gesprochen worden ist, und hervorgegangen aus dem Wissen um die Notwendigkeiten unserer eigenen Zeit, daß alle Kräfte der jüdischen Gemeinschaft mobilisiert und nicht fünfzig Prozent abgeschrieben werden als im zweiten Glied und minderwertig.

Liebe Frau Schumann, ich habe es durchaus bemerkt, daß Sie Miriam zitiert haben, die Gottes Lied sang. Aber da muß ich schon sagen, um auch uns Männer zu rechtfertigen: Moses hat das auch so gesungen. Und das ist ja gerade das Bemerkenswerte: Wir wollen keine Frauengemeinden, wir wollen Jüdische Gemeinden, in denen Männer und Frauen gemeinsam an einer Zukunft

bauen. Wir haben Millionen unserer Menschen verloren. Wir können es uns nicht leisten, noch einmal fünfzig Prozent nur deswegen auszugrenzen, weil wir irrtümlicherweise glauben, daß ein gewisses Segment jüdischer Geschichte aus dem Mittelalter die Normen setzt, die für alle Zeit gültig wären. Das Judentum bestand immer schon, seit seinen ersten Anfängen, aus den unterschiedlichsten Strömungen: Pharisäer, Saduzzäer, Essäer, Charäer und Rabbiniten, Chassidim und Midnaktim, das sind Begriffe, die Ihnen bestimmt nicht fremd sind. Eine Rabbinerin Jonas gab es bereits vor dem Weltkrieg. Es gab immer unterschiedliche Strömungen im Judentum. Und es war unsere Stärke, daß wir uns immer intellektuell stritten. Aber am Ende kamen wir stets zusammen, um das Werk vorwärtszubringen. Ich denke, das ist auch hier die Zielsetzung.

Ich fand es bemerkenswert, daß die kleine, bescheidene Jüdische Gemeinde in Oldenburg damit begonnen hat, zu lernen, lange bevor sie ein Kulturzentrum hatte. Noch bevor sie von einer Synagoge träumen konnten, trafen sich die Mitglieder jede Woche und lernten. Sie lernten nicht, was andere ihnen vorschrieben, sondern was in der Thora steht. Danach müssen wir zuerst das Gebet lernen, die Texte lernen, dann müssen wir sehen, wie sie uns persönlich ansprechen, was sie uns für unsere heutige Zeit sagen. Deshalb wird diese Synagoge eine wahre Synagoge werden in dem dreifachen Sinn wie jede Synagoge es eigentlich ist und sein muß: *Bet Tefila*, *Bet Midrasch*, *Bet Knesset* - das *Haus des Gebets*, aber auch, und vielleicht noch wichtiger, das *Haus des Lernens* und das *Haus der Versammlung*.

Unsere Propheten haben bereits vor vielen Jahren die Hoffnung ausgesprochen, daß es am Ende der Zeit einen großen Tempel geben wird, nicht der Tieropfer, sondern ein Gebetshaus für alle Völker der Erde. Diese Hoffnung ist eine durch und durch jüdische Hoffnung, und wenn sie unsere christlichen Brüder und Schwestern auch teilen, dann sind wir eben ein paar mehr. Und so ist es gut.

Die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg ist eigentlich fast zufällig gewachsen. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß erst die Zuwanderer der Sowjetunion die Gründung dieser Gemeinde ermöglicht hätten. Als ich zum ersten Mal zu einem Vortrag nach Oldenburg kam, fanden sich drei, vier hier lebende Juden ein, um nach langer Zeit einmal wieder einen leibhaftigen Rabbiner zu sehen. Ich hoffe, sie waren nicht enttäuscht. Sie waren zumindest wohl nicht sehr enttäuscht, denn sie kamen wieder. Und aus der Empfehlung, daß sie sich

doch von Zeit zu Zeit treffen sollten, um sich auch gesellschaftlich zusammenzutun oder den Schabbat gemeinsam zu feiern, ergab sich, daß es eigentlich in Oldenburg mehr Juden gab, als man vermutete. Einige hatten sich im Gebet verkrochen. Andere hatten nicht den Mut, sich zu ihrem Judentum zu bekennen, weil sie glaubten, es seien keine anderen da. Und im Laufe der Zeit zogen noch einige dazu, aus beruflichen Gründen, und siehe da, als man zählte, wie man es oft bei uns tut, waren es schon dreißig anstatt drei.

Es bildete sich zuerst eine jüdische Gruppe, die aus Christen und Juden bestand. Man diskutierte jüdische Angelegenheiten, man befaßte sich mit den konkreten Anliegen der verschiedenen Mitglieder. Aber es wurde sehr schnell klar, daß das nicht ausreichte. Ich glaube, Frau Schumann, Sie werden immer wieder bereit sein, zu bezeugen, daß ich darauf bestand, daß jüdisches Leben nur dann eine Zukunft haben könne, wenn es eine jüdische Gemeinde geben würde, deren Mitglieder Juden sind; wenn es eine Möglichkeit geben würde, ein jüdisches, literarisches, praktisches, auch säkulares und karitatives Leben als jüdische Gemeinde zu führen.

Damit ist keine Abwertung verbunden: Alle Vereinigungen, die jüdische Kultur pflegen oder bei denen man sich auch zum Dialog trifft, sind wichtig. Ich glaube, Sie haben heute morgen gemerkt, daß ich bestimmt diesem Dialog nicht abhold bin. Aber jüdisches Leben muß in einer Jüdischen Gemeinde gepflegt werden. Und ich glaube, das haben die Autoritäten und die Bürger dieser Stadt auch erkannt. Ich glaube, sie haben es gut geheißsen, daß hier nicht irgendetwas existiere, sondern eine richtige Jüdische Gemeinde, die sich auch selbstbewußt und stolz als eine solche ausgibt und danach lebt. Eine Gemeinde, welche die Stadt bereichert und welche durch die Stadt bereichert wird.

Damals waren Sie noch Oberbürgermeister, Herr Milde. Ich erinnere mich sehr wohl im Zusammenhang mit der Planung des Denkmals für die Opfer des Faschismus, wie Sie und Herr Oberstadtdirektor und Herr Dr. Seeber und ich ein bißchen Ideen spannen. Wir dachten dabei ein bißchen euphorisch, messianisch. Denn keiner von uns glaubte wohl, daß sich diese Träume so schnell verwirklichen würden.

Es steht mir jetzt bestimmt nicht an, Danksagungen auszusprechen, denn es besteht die Gefahr, nein die Gewißheit, daß ich viele auslassen würde, die es verdienen, genannt zu werden. Also sei dieser Dank global: Nicht nur, daß

die Stadt und alle Autoritäten, der Oberbürgermeister, der Oberstadtdirektor, Kultus, Kultur und alles, was dazu gehört, nicht nur, daß sie es getan haben ist beeindruckend, sondern, wie sie es getan haben. Damit wurde in Oldenburg ein Maßstab für jede Stadt in Deutschland gesetzt, die versuchen will, sich an einem hohen Standard zu messen. Dafür danken wir Ihnen.

Sie, Herr Oberbürgermeister, haben heute ein wahres Wort gesprochen, als Sie sagten, ein Höhepunkt, **der** Höhepunkt der 650-Jahrfeier der Stadt Oldenburg, sei die Errichtung und die Übergabe der Synagoge. Ein wertvolles Werk ist geschaffen. Nicht die Größe der Synagoge ist sehr wichtig, sondern, daß ein Zeichen gesetzt worden ist. Nun ist es die Pflicht der Jüdischen Gemeinde in Oldenburg, zu beweisen, daß sie dieses Vertrauens auch würdig ist - dem Judentum gegenüber und der jüdischen Gemeinschaft, aber auch der Stadt gegenüber. Ich erinnere an das Wort des Propheten, der uns Juden damals im babylonischen Exil zurief: „Betet für das Wohl der Stadt, in der ihr lebt, denn in ihrem Wohl ist auch euer Wohl.“

I had a dream. In Oldenburg wird es in der Zukunft Frieden geben. In Oldenburg - und nicht nur in Oldenburg - werden die Menschen geschwisterlich miteinander leben. Juden und Nichtjuden, die hier Geborenen und die Fremden. Wir werden jeden beurteilen nach seinen Taten und werden ihn verurteilen nach seinen Taten, egal, ob er hier geboren ist oder ein Fremder. Wir haben Werte zu vertreten, wir stehen zu diesen moralischen, ethischen und rechtlichen Werten und ich glaube, ein jeder in der Gesellschaft muß sie anerkennen, auf daß ein friedliches Miteinander gelebt werden kann.

Wir werden friedlich miteinander leben. Und wenn wir es einmal kurz vergessen, dann schauen wir auf die kleine Synagoge mit dem Stein, über den Herr Dr. Trepp gesprochen hat. Er sagte, jetzt scheinen die Worte über die Stadt. Nicht nur das Haus Gottes scheint über die Stadt. Möge der Segen Gottes über die Stadt, ihre Jüdische Gemeinde und alle, die hier leben, scheinen. Von jetzt an und auf ewig. Amen.

Psalm 150

*Hallelujah! Lobet Gott in seinem Heiligtum, lobet ihn in seiner starken Feste!
Lobet ihn ob seiner mächtigen Taten, lobet ihn nach der Fülle seiner Hoheit!
Lobet ihn mit dem Schall der Posaunen; lobet ihn mit Psalter und Harfe!
Lobet ihn mit Handpauken und Reigen, lobet ihn mit Saitenspiel und Schal-
mei!
Lobet ihn mit klingenden Zimbeln, lobet ihn mit schallenden Zimbeln!
Alles, was Odem hat, lobe den Herrn! Hallelujah!*



Im Anschluß an die feierliche Übergabe warteten viele Oldenburger stundenlang trotz Schnee und Regen, um auch das Innere der Synagoge und des Jüdischen Kulturzentrums besichtigen zu können.

Foto: Peter Kreier

Zur Baugeschichte der neuen Oldenburger Synagoge

Stadtbaurat Hans-Martin Schutte

Dem Besucher, der an der Wilhelmstraße das nördliche Tor des ab 1838 bebauten Areals des ehemaligen Peter-Friedrich-Ludwigs-Hospitals durchschreitet, fällt an der Westseite ein bemerkenswertes neugotisches Gebäude in der Größe eines Einfamilienhauses auf. Die Wilhelmstraße verläuft hier auf dem Schanzweg der ehemaligen Haarenschanze, einem Teil der barocken Oldenburger Festungsanlage. Das in den Jahren 1867/68 errichtete Gebäude weist eine abwechslungsreiche Baugeschichte auf.

Der Schanzweg erhielt ab 1854 die Bezeichnung Wilhelmstraße. Hier erwarb die Baptistengemeinde ein Grundstück zum Bau einer Kapelle. Sie ließ am 18. Juni 1867 durch den Architekten H. Queße ein Baugesuch an den Magistrat der Stadt Oldenburg richten. In einer bemerkenswert kurzen Zeit wurde die Baugenehmigung am 25. Juni 1867 erteilt. Mit der Ausführung des Projektes wurde der Maurermeister H. Hille beauftragt.

Die dem Zeitgeschmack entsprechend im neugotischen Stile entworfene Kapelle ist als ein- bzw. zweigeschossiger, verputzter Massivbau mit ausgebautem Drempel erstellt worden. Die Gebäudeecken sind mit Lisenen ausgebildet. Diese befinden sich auch im schwach vorgezogenen Eingangsbereich. Dessen Schmuckzone reicht über den First hinaus und wird von Zinnen, die sich auf den Mauerkronen der straßenseitigen Dachschrägen befinden, bekrönt. Über dem spitzbogigen Eingangsportal befinden sich zwei kleine Lanzettfenster; darüber wiederum ein Rundfenster mit Vierpaß. Die Erdgeschoßfassade weist zwei spitzbogige Lanzettblendnischen auf.

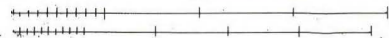
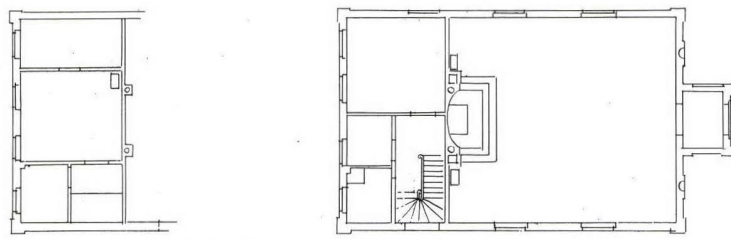
Das Gebäude war als Saalbau konzipiert. Im vorderen Bereich des Gebäudes befand sich der bis unter den Dachgeschoßfußboden reichende Versammlungsaal. Im hinteren Bereich des Hauses waren in zwei Geschossen Nebenräume untergebracht. Bei einem Vergleich der Entwurfszeichnung des Architekten Queße und der Umbauzeichnung des Maurermeisters H. Brandes aus dem Jahre 1913 sowie den original überkommenen Elementen der Fassadengestaltung muß festgestellt werden, daß das Gebäude nicht in allen Teilen entsprechend dem Entwurf ausgeführt wurde. Die Fassade wurde verändert, auf den Eingangsvorbau wurde verzichtet, und das Treppenhaus ist auf die nördliche Gebäudeseite verlegt worden.

Zeichnung
zu einer Kapelle der
Baptisten-Gemeinde
zu Oldenburg.



Westen Fronte.

Osten Fronte.



Niedersächsisches
(Stadtarchiv Oldenburg)
Bestand 262-1 K. Nr. 226

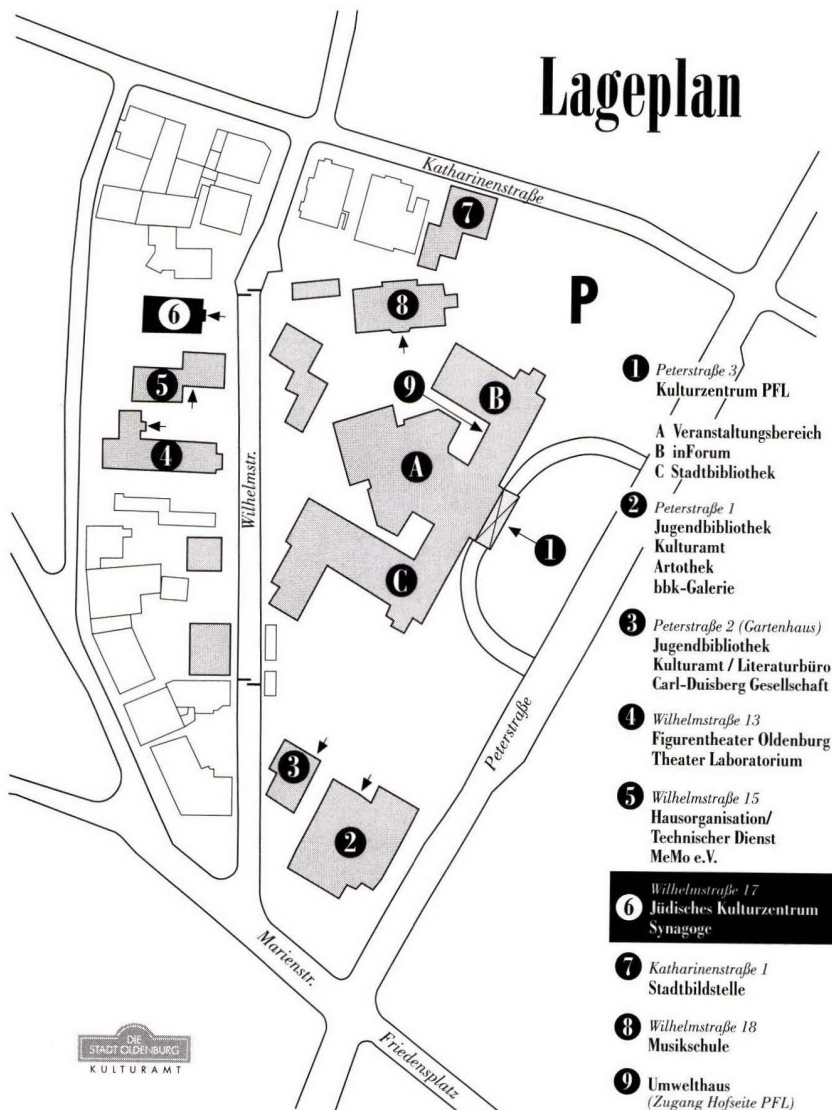
(13)

Entwurfszeichnung 1161
Arch.: H. Queße

Entwurfszeichnung des Architekten H. Queße aus dem Jahre 1867 für den Neubau einer Baptistenkapelle.

Original: Niedersächsisches Staatsarchiv (Stadtarchiv Oldenburg)

Lageplan



Die neue Synagoge und das Jüdische Kulturzentrum sind Teil des Gesamtkomplexes des heutigen Kulturzentrums PFL.

Der Baptistengemeinde wurde das Gebäude im Laufe der Jahre schon bald zu klein, so daß sie sich im Jahre 1905 nach Entwürfen der Firma Johann Husmann eine neue Kapelle am Steinweg 21 errichten ließ. Dieses im Jahre 1953 erheblich veränderte und umgebaute Gebäude existierte bis zum Jahre 1994. Es wurde für die Erweiterung des Evangelischen Krankenhauses abgerissen.

Die Kapelle an der Wilhelmstraße wurde an die Guttemplerloge verkauft. Die Loge nutzte das Gebäude als Vereinshaus. 1906 wurden Toiletten angebaut. 1913 erfolgte ein weiterer Anbau. Es wurden eine Garderobe und ein Versammlungszimmer geschaffen.

Der alte Straßenabschnitt der Wilhelmstraße mit der einseitigen westlichen Bebauung wurde in der Zeit des 1. Weltkrieges in den Komplex des Peter-Friedrich-Ludwigs-Hospitals eingegliedert. Dabei wurden bescheidenste Giebelhäuser und auch die ehemalige Baptistenkapelle bzw. das Vereinshaus der Guttemplerloge nach und nach umgenutzt. In dem Gebäude ist im Jahre 1916 ein Isolierhaus eingerichtet worden. Der vorhandene Grundriß konnte ohne wesentliche Veränderungen übernommen werden. In dem großen Versammlungssaal wurde ein Krankensaal mit zwölf Betten, in dem Versammlungszimmer ein Krankenzimmer mit vier Betten eingerichtet. Die Garderobe ist als Schwesternzimmer genutzt worden.

Um 1930 erfolgte wieder eine gravierende Umbaumaßnahme. Der offensichtlich nicht mehr zeitgemäße Krankensaal und das Krankenzimmer wurden in einzelne kleinere Raumeinheiten aufgeteilt. Darüber hinaus ist im Bereich des Saales eine neue Geschosßdecke eingebaut worden, so daß das Gebäude zusätzliche Nutzflächen im Obergeschoß erhielt. Diese Flächen wurden ebenfalls in kleinere Raumeinheiten aufgeteilt. In den seitlichen Außenwänden wurden bis auf ein Fenster im Treppenhaus die neugotischen Fenster aufgegeben und durch zimmerbezogene, neue Fensteranordnungen ersetzt. Die straßenseitige (östliche) Fassade ist in ihren wesentlichen Elementen allerdings ungestört geblieben. Damit blieb äußerlich der Charakter der bemerkenswerten und zu der damaligen Zeit wohl auch schon Seltenheitswert besitzenden neugotischen Gestaltung als Putzbau erhalten.

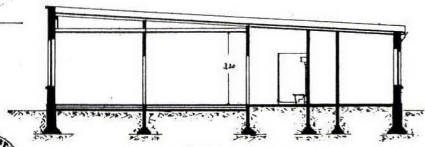
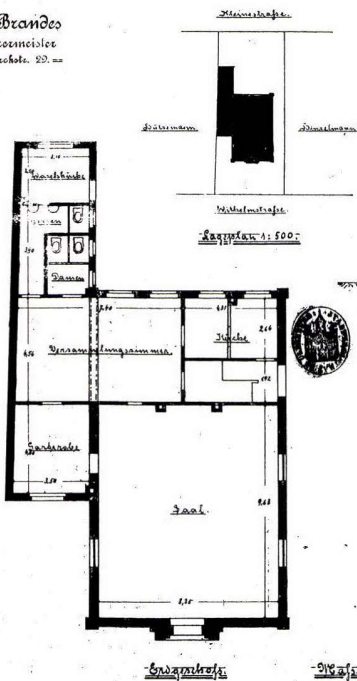
Aus dem Jahre 1958 existiert eine Planung zum „Umbau der ehemaligen dermatologischen Abteilung zwecks Aufnahme der Apotheke und Laborräume“. Bei dieser Planung war zunächst die Beibehaltung des alten Trep-

J. H. Brandes
Maurermeister
— Wismarsche Str. 92, —

Stempel
Oldenburg
1913

Zeichnung

zu einem Umbau des Gebäudes der Guttempler-Loge
in Oldenburg, St. Nikolai-Strasse 19.



Seitenansicht



Grundriss

Grundriss 1:100

Oldenburg, den 10. April 1913.
Der Bauherr, Herr J. H. Brandes, ist
mit der Ausführung der Bauarbeiten
beauftragt.
J. H. Brandes

Umbauzeichnung des Maurermeisters H. Brandes aus dem Jahre 1913. Die Baptistenkapelle war an die Guttempler-Loge verkauft worden, die 1913 Garderoben und ein Versammlungszimmer anbauen ließ.

Original: Niedersächsisches Staatsarchiv (Stadtarchiv Oldenburg)

penhauses vorgesehen. Ausgeführt wurde jedoch im Jahre 1959 der Umbau des Hauses zu einer Schule für Medizinisch-Technische Assistentinnen. Bei diesem Umbau wurden Erd- und Obergeschoß in ihrer Erschließung voneinander getrennt. Die alte Treppe ist durch eine neue Treppe am ursprünglichen Standort ersetzt worden. Unter dem noch vorhandenen neugotischen Fenster wurde eine Eingangssituation im Stile der 50er Jahre mit einem kleinen Vorbau aus verglasten Stahlprofilen und eloxierten Aluminium-Glasfalzleisten geschaffen.

1984 wurde der Krankenhausbetrieb im Peter-Friedrich-Ludwigs-Hospital aufgegeben. Personal und Patienten zogen in die erweiterten Städtischen Klinken nach Kreyenbrück. Die Schule für Medizinisch-Technische Assistentinnen verblieb jedoch noch bis zum Anfang des Jahres 1990 in dem Gebäude Wilhelmstraße 17.

Im Entwurf des Verzeichnisses der Baudenkmale der Stadt Oldenburg vom 1.04.1981 wird die ehemalige Baptistenkapelle als Einzelobjekt aufgeführt. Mit Schreiben vom 20.12.1984 hat die Bezirksregierung Weser-Ems die Stadt Oldenburg über die Eintragung des Gebäudes Wilhelmstraße 17 in das Verzeichnis der Baudenkmale unterrichtet.

In dem vom Medizinhistoriker Prof. Dr. med. W. U. Eckart aus Hannover erstellten Gutachten vom 27.10.88 wird festgestellt, daß nicht nur das klassizistische Hauptgebäude des Peter- Friedrich-Ludwigs-Hospitals (Baujahr 1838 bis 1841) einen herausragenden Denkmalwert hat, sondern daß auch sämtliche Nebengebäude einschließlich der Gebäude an der Wilhelmstraße in die denkmalpflegerische Betrachtung einzubeziehen sind. Das gesamte Areal des Peter-Friedrich-Ludwigs-Hospitals stellt ein einmaliges Zeugnis der Krankenhausgeschichte dar und wird als national bedeutsames Kulturdenkmal geschätzt.

Am 1. Juli 1991 beschloß der Verwaltungsausschuß der Stadt Oldenburg, das Gebäude Wilhelmstraße 17 als Synagoge und Jüdisches Kulturzentrum umzubauen und der Jüdischen Gemeinde zur Verfügung zu stellen. Bei den ersten Überlegungen zum Umbau des Gebäudes war davon ausgegangen worden, den großen Versammlungssaal wieder herzustellen. Dies hätte bedeutet, sämtliche Einbauten, die für die Nutzbarmachung zu Krankenhauszwecken vorgenommen worden waren, wieder zu entfernen. Es mußte befürchtet werden, daß nur noch wenige Teile der vorhandenen Bausubstanz erhalten

werden konnten. Aus Sicht der Denkmalpflege mußte bei den Überlegungen weniger der Aspekt einer Rückführung in den ursprünglichen Zustand der Kapelle als vielmehr die Substanzerhaltung einschließlich der Substanz aus den Umbauphasen des Hauses im Vordergrund stehen. Der Denkmalwert ergibt sich sowohl aus der Krankenhausgeschichte und aus der Tatsache, daß das Haus ursprünglich als Kapelle gebaut wurde.

In enger Zusammenarbeit mit der Unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Oldenburg und dem Institut für Denkmalpflege ist es dem Hochbauamt der Stadt Oldenburg bei der weiteren Planung und Durchführung der Baumaßnahme gelungen, einerseits die vorhandene denkmalwerte Substanz weitgehend zu erhalten, andererseits das umfangreiche Raumprogramm des jüdischen Kulturzentrums zu realisieren.

Durch die Verlegung des Synagogen- und Versammlungsraumes in das Obergeschoß des Gebäudes konnten trotz einschneidender Eingriffe in die vorhandene Substanz die medizinhistorisch bedeutsamen Umbauten soweit als möglich erhalten werden.

Als wesentlicher städtebaulicher Ansatz der Planung ist neben der Umgestaltung der Außenanlagen die Freistellung des Gebäudes zu nennen. Durch den Abriß eines völlig verbauten Verbindungsbaues zwischen den Häusern Wilhelmstraße 15 und 17 konnte die ursprüngliche Kubatur des Gebäudes wieder herausgearbeitet und der Charakter der Wilhelmstraße, geprägt durch Einzelhausbebauung, aufgewertet werden.

Eine umfangreiche Analyse der vorhandenen Bausubstanz zeigte, daß das Gebäude zum Teil gravierende Schäden aufwies. Die Standsicherheit war durch erhebliche Mängel in der Gründung sowie durch starke Schäden im Außenmauerwerk nur noch bedingt gegeben. Der Dachstuhl war in Teilen einsturzgefährdet. Bauphysikalische Anforderungen einer heutigen Nutzung, z. B. eine ausreichende Wärmedämmung, waren ebenfalls nicht erfüllt. Durch umfangreiche, kosten- und zeitaufwendige Sanierungsmaßnahmen konnte der weitere Verfall des wertvollen Baudenkmals gestoppt werden.

Die wichtigsten Schritte der Sanierung waren:

- die Vertiefung und Teilerneuerung der vorhandenen Gründung;

- eine umfangreiche Sanierung der Außenwände, die durch die unzureichende Gründung und die häufigen Umbauten in ihrem Gefüge fast völlig zerstört waren und zahlreiche Risse aufwiesen;
- die Stabilisierung der Außenwände durch den Einbau einer zusätzlichen Mauerwerksinnenschale mit umlaufendem Betonbalken. Durch diese Maßnahme konnte auch der erforderliche Wärmeschutz erreicht werden;
- die Sanierung der zu erhaltenden Geschoßdecken und Innenwände;
- die Erneuerung der Dachkonstruktion.

Die vorhandenen Fensteröffnungen sind erhalten geblieben. Die Ostfassade zeigt sich somit wieder in ihrem ursprünglichen Zustand mit dem Haupteingang, den kleinen Lanzettfenstern und dem Rundfenster. An den Süd- und Nordfassaden sind anhand der unterschiedlichen Fensteröffnungen die Umbauten der Krankenhausnutzungen ablesbar. In der Nordfassade ist das letzte der ursprünglichen neugotischen Stahlfenster restauriert worden.

Hauptaspekt der Planung war, trotz der beengten Raumverhältnisse in dem nur 9,0 x 15,0 m großen Gebäude, die geforderten Funktionsbeziehungen zu verwirklichen. Dies konnte nur durch Mehrfachnutzung einiger Räume und durch Einsparung von Verkehrsfläche erreicht werden. Das Raumprogramm umfaßt neben dem großen Synagogen- und Versammlungsraum einen Schulungs- und Bibliotheksraum sowie eine Vielzahl weiterer Nebenräume einschließlich zweier Küchen.

Wie bereits erwähnt, ist der große Synagogenraum im Obergeschoß des Gebäudes untergebracht worden. Dieser Raum ist bis in das früher nicht ausgebaute Dachgeschoß geöffnet. Besondere Gestaltungselemente dieses Raumes sind die inneren Verglasungen der Lanzett- und des Rundbogenfensters über dem Thora-Schrank. Die Verglasung dieser Fenster wurde im Auftrag der Jüdischen Gemeinde nach dem Entwurf des Künstlers Thomas Wührmann farbig gestaltet und durch die Neuenburger Glaswerkstätten, Werner Koch, in einer neuen Technik hergestellt und eingebaut.

Zur behindertengerechten Erschließung des Gebäudes ist eine Aufzugsanlage eingebaut worden, deren Integrierung in das Gebäude sich durch die Notwendigkeit einer Teilunterkellerung als besonders schwierig darstellte.

Umfangreiche elektronische und konstruktive Sicherheitseinrichtungen sind eine weitere Besonderheit des Gebäudes.

Die Sanierung und der Umbau des Gebäudes Wilhelmstraße 17 wurde vom Hochbauamt der Stadt Oldenburg vom Juni 1994 bis März 1995 in nur 10 Monaten durchgeführt, so daß das Gebäude der Jüdischen Gemeinde Oldenburg am 5.03.1995 termingerecht übergeben werden konnte. Die Baukosten betrugen ca. 1,5 Mio. DM.



Gebetsraum der neuen Oldenburger Synagoge.

Foto: Rolf Ahlers

Mit der Übergabe des Hauses Wilhelmstraße 17 steht der Jüdischen Gemeinde nach langer Zeit wieder ein eigenes Gotteshaus zur Verfügung. Die Synagoge an der Peterstraße war in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 von den Nationalsozialisten zerstört worden. Ein beim Abbruch der Synagoge geretteter Stein der Außenfassade mit der hebräischen Inschrift *Bet Elohim* (Haus Gottes), der Mitte der 60er Jahre wieder aufgetaucht war, fand über dem Portal der neuen Synagoge einen würdigen Platz als Stein der Mahnung.

Quellen- und Literaturhinweise

Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Baudenkmale in Niedersachsen Bd. 31, Stadt Oldenburg, bearb. von Doris Böker, herausgegeben von Christiane Seggers-Glocke. Niedersächsisches Landesverwaltungsamt - Veröffentlichung des Instituts für Denkmalpflege. Verlag CW Niemeyer, Hameln 1993

Niedersächsische Denkmalkartei

Bauordnungsamt, Stadt Oldenburg: Bauakten Wilhelmstraße 17

Niedersächsisches Staatsarchiv - Stadtarchiv Oldenburg: Bestand 262 - 1 K Nr. 226

Stadtmuseum Oldenburg: Karten- und Plansammlung

Schohusen, Friedrich: Die Oldenburger Straßennamen. Holzberg Verlag, Oldenburg 1977

Eckart, W. U: Gutachten über die Restaurierungswürdigkeit und die Umgestaltung des Peter-Friedrich-Ludwigs-Hospitals in Oldenburg zu einem Deutschen Krankenhausmuseum. Hannover, 27.10.1988

Sendung und Weg. 1837 - 1987. 150 Jahre Evangelisch-freikirchliche Gemeinde Oldenburg

Vahlenkamp, Werner: Die Oldenburger Synagoge. In: Enno Meyer (Hrsg.): Die Synagogen des Oldenburger Landes. Holzberg Verlag, Oldenburg 1988

